



Veröffentlichungen aus der  
Arnoldshainer Konferenz

# **Sein Licht leuchten lassen**

Zur Erneuerung von  
Gemeinde und  
Pfarrerschaft

Ein Votum  
des Theologischen  
Ausschusses  
der Arnoldshainer  
Konferenz







# Sein Licht leuchten lassen

Zur Erneuerung von Gemeinde  
und Pfarrerschaft

Ein Votum des Theologischen  
Ausschusses der Arnoldshainer  
Konferenz

Neukirchener Verlag

© 1988 Neukirchener Verlag des Erziehungsvereins GmbH,  
Neukirchen-Vluyn  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Kurt Wolff, Düsseldorf-Kaiserswerth  
Gesamtherstellung: Breklumer Druckerei Manfred Siegel KG  
Printed in Germany  
ISBN 3-7887-1285-6

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Sein Licht leuchten lassen:** zur Erneuerung von Gemeinde u.  
Pfarrerschaft; e. Votum d. Theolog. Ausschusses d.  
Arnoldshainer Konferenz. – Neukirchen-Vluyn: Neukirchener  
Verl., 1988

(Veröffentlichungen aus der Arnoldshainer Konferenz)

ISBN 3-7887-1285-6

NE: Arnoldshainer Konferenz / Theologischer Ausschuss

# Inhalt

Vorwort .....	7
0 Anlaß, Absicht und Ziel des Votums .....	11
0.1 Erosion und Aufbruch – Zur widersprüchlichen Lage der Volkskirche .....	11
0.2 Wachsende Profanität und parzellierte Kirche .....	15
0.3 Aufriß und Ziel der Darlegungen .....	18
1 Von der Lebensmitte der Kirche – theologische Kriterien der Gemeindeerneuerung ..	21
1.1 »Kirche ist die Gemeinde . . . , in der Jesus Christus . . . gegenwärtig handelt« (Barmen III) ..	24
1.2 Notwendigkeit und Möglichkeit evangelischer Gemeindeerneuerung .....	29
1.3 Neuere Konzepte von Gemeindeerneuerung .....	32
1.3.1 »Geistliche Gemeinde-Erneuerung« .....	33
1.3.2 »Missionarischer Gemeindeaufbau« .....	37
1.3.3 Das Konzept »Christsein gestalten« .....	42
1.4 Theologische Kritik der Orientierung von Gemeindeerneuerung an Kirchenbildern .....	46
2 Die begabte Gemeinde und die verborgenen Schätze der Kirche .....	49
2.1 Entdecken von Charismen durch Tun .....	52
2.2 Einbringen von Charismen in die Gemeinschaft .....	54
2.3 Offene Häuser – die Rolle der Hauskreise ..	57
2.4 Die verborgenen Schätze der Kirche .....	59
2.5 Die Einbindung der Charismen und Schätze in den Auftrag und die Sendung der Gemeinde .....	63

3	Zur Erneuerung des geistlichen Lebens: theologische Existenz der Pfarrerschaft heute . . .	66
3.1	Die heutigen Voraussetzungen des Pfarrberufs . . . . .	69
3.2	Die theologische Existenz des Pfarrers / der Pfarrerin als geistliche Konzentration . . . . .	74
3.2.1	Das Hören auf Gottes Wort und Hingehen zu den Menschen . . . . .	75
3.2.2	Das Beten . . . . .	84
3.2.3	Das Reden . . . . .	88
3.3	Die geistliche Existenz des Pfarrers / der Pfarrerin zwischen Gemeinde und Familie . . . . .	96
4	Die gegenseitige Entlastung aller Mitarbeiter	103
4.1	Eigeninitiative und Erfolg . . . . .	105
4.2	Verstehen und Vertrauen . . . . .	107
4.3	Hilfen der Gesamtkirche – Kirchenleitung, Akademien und Werke, Kirchentage, Ökumene als Beispiele . . . . .	111
5	»Auf Gottes Weg voranschreiten heißt stets von vorne anfangen« (M. Luther) . . . . .	113
	Nachweis der Zitate und Schriften . . . . .	115
	Mitglieder des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz . . . . .	120

# Vorwort

»Erneuerung der Gemeinde« ist gegenwärtig ein vielgehörter und -diskutierter Begriff in Kirche und Theologie. Nicht von ungefähr. Wer die Volkskirche als eine Kirche im Übergang sieht, wird nach neuen Bildern und Modellen von Kirche suchen. Vor allem auch nach neuer Hoffnung für unsere Kirche! Wegweiser zur Erneuerung der Gemeinde sind deshalb erwartete Angebote, aus einem als fraglich und belastend empfundenen »volkskirchlichen Betrieb« zu neuen Ufern aufzubrechen. Dennoch zögere ich, zu einem Beitrag, der den Anspruch erhebt, etwas Erhellendes zu dieser Thematik zu sagen, ein Vorwort beizusteuern. Ist die Dringlichkeit eines solchen Unternehmens allen Adressaten einsichtig? Kann man überhaupt durch Schriften Erneuerung bewirken? Sind dazu nicht ganz andere Kräfte erforderlich? Daß im Jahre 1520 oder 1934 ein besonderes Wort zur Erneuerung von Gemeinden und Pfarrern ebenso nötig war wie nach dem Ende des 2. Weltkrieges, als Julius Schniewind seine 18 Thesen »Zur geistlichen Erneuerung des Pfarrerstandes« formulierte, leuchtet jedem Kundigen unmittelbar ein. Aber gilt das heute am Ende der 80er Jahre in vergleichbarer Weise?

Als die Arnoldshainer Konferenz vor zwei Jahren den Auftrag zu der vorliegenden Schrift gab, war sie der Überzeugung, daß mit dem Stichwort »Gemeindeerneuerung« heute nicht nur höchst Unterschiedliches gemeint wird, sondern auch mancherlei Verwirrung und Verunsicherung gestiftet worden ist. Deshalb hielt sie eine theologische Besinnung zu dieser Sache für dringlich. Die Vollkonferenz sah sich in ihrer Überzeugung bestätigt, als ihr das Ergebnis der Arbeit des Theologischen Ausschusses im Mai 1988 vorgelegt wurde. Sie hat diesem Ergebnis im Grundsatz zugestimmt. Weder vor zwei Jahren noch vor vier Monaten



waren das spektakuläre Ausscheiden von Pastor Wolfram Kopfermann (Hamburg) aus dem Pfarrdienst sowie sein Austritt aus der evangelischen Kirche vorauszusehen. Was inzwischen geschehen ist, bestätigt aber auf seine Weise, daß es richtig war, den Auftrag an den Theologischen Ausschuß zu erteilen. Der Abschnitt über die »Geistliche Gemeinde-Erneuerung« ist nur geringfügig verändert worden. Diese im Grunde positive Würdigung der »GGE-orientierten« Arbeit hätte ich gern in der Hand von Wolfram Kopfermann gewußt.

Die Diskussion über den vorliegenden Beitrag in der Vollkonferenz der Arnoldshainer Kirchenleitungen hat auch gezeigt, daß manch einer die Akzente zu diesem Thema anders setzen würde. Einig war sich die Vollkonferenz jedoch darin, daß die Schrift »Sein Licht leuchten lassen« ein theologisch wohldurchdachter, interessanter und gut zu lesender Beitrag zu der Thematik Gemeindeerneuerung durch Erneuerung des geistlichen Lebens in der Kirche darstellt. Daß dabei die Pfarrerinnen und Pfarrer in besonderer Weise angesprochen werden – ihnen sind in diesem Votum immerhin 36 Seiten gewidmet – mag vielleicht als ein Widerspruch zum »Priestertum aller Gläubigen« empfunden werden. Doch wer näher zusieht, merkt sofort, daß auf der Ebene des Pfarramtes nur beispielhaft demonstriert wird, was eigentlich das geistliche Leben jedes Christen ausmachen sollte. Gerade dieser Ansatz ist überzeugend durchgeführt.

Die Vorlage des Theologischen Ausschusses wurde von vielen Personen »gegengelesen«. Die zahlreichen Verbesserungsvorschläge und kritischen Einwände wurden sorgfältig bedacht. Sie sind zu einem Gutteil in die überarbeitete Fassung aufgenommen worden, die dem Vorstand der Arnoldshainer Konferenz am 2. 9. 1988 vorgelegen hat. Wir haben im Vorstand – der Meinung der Vollkonferenz folgend – gern der Veröffentlichung von »Sein Licht leuchten lassen« zugestimmt.

Ich lege die Arbeit nun in die Hände der Leser, unter denen ich mir viele junge Theologinnen und Theologen vorstellen kann, aber auch interessierte Gemeindeglieder, die wissen wollen, was Erneuerung des geistlichen Lebens in ihrer Gemeinde, in ihrer Familie bedeuten könnte und womit man noch einmal ganz neu anfangen sollte. Viele werden sagen: »Was da gewünscht wird, tue ich doch täglich.« Andere werden ihre eigenen Erfahrungen und Voraussetzungen nicht hinreichend berücksichtigt sehen und zum Beispiel fragen, ob die Säkularisation und die ihr Rechnung tragenden theologischen Entwürfe unseres Jahrhunderts als Lebenselemente ins Blickfeld gekommen sind, die eine ganz andere Praxis Pietatis und andere Ausprägungen des geistlichen Amtes hervorgebracht haben, als es die gängigen Vorstellungen der Kirchenleitungen voraussetzen. Aber gerade solchen Anfragen kann das Votum des Theologischen Ausschusses helfen, sich kritisch zu Wort zu melden, selbstbewußter und in der Bereitschaft, mit der vielbeschworenen Konziliarität der Kirche ernst zu machen.

Ich hoffe erst recht, daß sich Leserinnen und Leser eingeladen fühlen, die Kraft des Gebetes zu entdecken, sich an Aufgaben der Gemeinde zu beteiligen, täglich oder doch wöchentlich in der Bibel zu lesen und den Gottesdienst als immer neue Mitte von Kirche und Welt zu erfahren. Die Gaben Gottes sind reich und vielgestaltig (1 Petr 4,10). Gott gründet keine Gemeinde, ohne sie nicht mit vielen Begabungen zu versehen. Es ist an uns, sie zu entdecken und zu gebrauchen.

Zum Schluß möchte ich einen herzlichen Dank aussprechen. Er gilt zunächst dem Theologischen Ausschuß der Arnoldshainer Konferenz im ganzen, sodann aber besonders seiner »Berliner Gruppe«, die aus Pastorin Marion Gardei, Oberkirchenrat Dr. Wilhelm Hüffmeier und Oberkonsistorialrat Dr. Heinz Leschonski sowie zeitweilig auch Vikar Ricklef Münnich bestand. Diese Gruppe hat sich bei

der redaktionellen Arbeit verdient gemacht. Für die sorgfältige technische Herstellung des Manuskripts haben wir der Sekretärin in der Geschäftsstelle der Arnoldshainer Konferenz, Frau Christa Stoevesand, sehr zu danken.

Darmstadt, im September 1988

Helmut Spengler

(Vorsitzender der Arnoldshainer Konferenz)

# 0

## Anlaß, Absicht und Ziel des Votums

### 0.1

#### *Erosion und Aufbruch – Zur widersprüchlichen Lage der Volkskirche*

Wer sich aufgrund von Veröffentlichungen und Kommentaren, längerfristigen Beobachtungen und spontanen Eindrücken ein Urteil über den Zustand innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland bilden möchte, stößt auf einen auffälligen Widerspruch.

Einerseits hält die Erosion der Volkskirche an. Andererseits läßt sich in der Kirche eine Aufbruchsstimmung feststellen. Zwei Zahlen dokumentieren dieses Gegeneinander sozusagen exemplarisch: Über 120.000 Dauerteilnehmer am Kirchentag 1987 in Frankfurt stehen neben ca. 120.000 Kircheng Austritten pro Jahr. Aufbruchsstimmung ist dabei freilich auf den verschiedensten Ebenen zu belegen:

– Die *Kirchentage* verzeichnen nach einem Tief der 70er Jahre immer höhere Teilnehmer- und Besucherzahlen. Von dort ausgehende theologische, liturgische, diakonische und didaktische Impulse beeinflussen die alltägliche kirchliche Arbeit viel stärker, als der medienwirksame Gegensatz »Kirchentag« – »Amtskirche« vermuten läßt. Als gegenseitiges Korrektiv hat sich die Spannung zwischen Kirchentag und *Gemeindetag unter dem Wort* ausgewirkt.

– Zu dem von der »Arbeitsgemeinschaft missionarische Dienste« veranstalteten Kongreß »*Haus der lebendigen Steine – Gemeinde bauen in der Volkskirche*« im Februar 1987 erschienen

statt 500 erwarteter Teilnehmer mehr als 1.500, nicht nur Pfarrerrinnen und Pfarrer.

– Die im Jahre 1984 eingeleitete »*Missionarische Doppelstrategie*« der VELKD mit ihren beiden Arbeitsformen der »Öffnung« und »Verdichtung« kann inzwischen auf eine Reihe beachtlicher Denk- und Handlungsanstöße zurückblicken, u.a. im Konfirmandenunterricht, mit Projekten wie »Gottesdienst leben« und »Wort und Antwort« oder durch die ökumenische Aktion »Neu anfangen – Christen laden ein zum Gespräch« in der Nordelbischen Kirche. Diese Aktion zieht ihre Kreise in den Kirchen der EKD.

– Ökumenische Partnerschaften und Berichte über Spiritualität und Arbeitsweisen von »Basisgemeinden« in der außereuropäischen *Ökumene* vor allem Südamerikas prägen das Selbstverständnis nicht weniger Gemeinden und haben z. T. neue und attraktive Perspektiven für das Gemeindeleben eröffnet.

– Der *konziliare Prozeß* für »Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« hat zahlreiche Gruppen zum konkreten Engagement zusammengeführt (Friedensarbeit, Lebensstilbewegung, Öko-Gruppen).

– Begriffe wie »*Gemeindeaufbau*« oder »*Gemeinderneuerung*« sind nicht nur Schlagworte oder Buchtitel; die damit bezeichneten »Modelle« verpflichten zusehends Christen in allen kirchlichen Bereichen, lassen sie Arbeitsgemeinschaften gründen, Erfahrungen austauschen, Regionaltreffen veranstalten und das Erfahrene und Gelernte in die tägliche Gemeindegemeinschaft einbringen.

– Auf *Gemeindeebene* gibt es vielerorts neue *Initiativen* zur Belebung kirchlicher Arbeit, teils missionarisch motiviert (z.B. Taufverantwortung), teils diakonisch orientiert (Mutter-Kind-Gruppen, Dritte-Welt-Aktionen, Kirchencafés, Frauengruppen usw.).

– Die *Abendmahlsteilnahme*, auch unter Jugendlichen, hat in den letzten 15 Jahren deutlich zugenommen, was nicht zuletzt die Folge einer vielfältiger gewordenen Abendmahlslehre und -praxis ist. Dieser Trend wurde trotz medizinischer Unbedenklichkeitsgutachten für den Gemeinschaftskelch erst durch die Angst vor Aids zum Teil drastisch unterbrochen.

– Die ansteigende Zahl von *Wiedereintritten* in die Kirche im Zusammenhang mit Amtshandlungen ist nicht zu übersehen.

Dem stehen unübersehbar die anderen Realitäten und Prognosen gegenüber:

- Zu den *2,2 Millionen Menschen*, die seit 1972 die evangelischen Kirchen in der EKD *verlassen haben*, werden voraussichtlich weiterhin alljährlich über 100.000 hinzukommen, wenn gleich längerfristige Hochrechnungen zur Kirchenmitgliedschaft aus mancherlei Gründen fragwürdig sind.
- Die *Zahl der Taufen* von kleinen Kindern *nimmt*, aufs ganze gesehen, *ab*, in der Regel nicht aufgrund von theologisch verantwortetem Taufaufschub, sondern als Ausdruck gleichgültig gewordener kirchlicher Bindung der Eltern.
- Umfragen über *Glaubenswissen* unter Kirchenmitgliedern zeigen erhebliche Lücken und *immer weniger Zustimmung* zu konkreten christlichen Glaubensinhalten. So wußte z.B. von 100 Abiturienten in einem Düsseldorfer Gymnasium nicht einer den ersten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses korrekt auswendig.
- Die Teilnahme am normalen *Gottesdienst stagniert* auf niedrigem Niveau oder geht sogar zurück. In einem West-Berliner Kirchenkreis haben am Sonntag Reminiscere 1987 deutlich weniger Gemeindeglieder an allen dort veranstalteten evangelischen Gottesdiensten teilgenommen, als der Kirchenkreis mit seinen Gemeinden hauptamtliche Mitarbeiter zählt.
- Die Beteiligung am *Religionsunterricht nimmt* nach der Konfirmation zum Teil dramatisch *ab*.
- Die Zahl der über 17jährigen Jugendlichen in den *Jugendgruppen* ist verschwindend gering (vgl. EK 1/1988, S. 3).

Zur Charakteristik der Lage der Kirche gehört es freilich auch, daß die »Aufbruchsstimmung« sich *keineswegs gleichmäßig* über die Kirche verteilt. Im Gegenteil. Für viele – gerade auch Außenstehende – wird davon wenig sichtbar und erlebbar. Im üblichen Sonntagsgottesdienst herrscht – jedenfalls in den Großstädten – jener Eindruck vor, den der »Stern« (2.4.87) als Resultat einer Umfrage in die Artikelüberschrift kleidete: »Großer Gott, warum sind Deine Häuser leer?« Diese Stagnation in der Gottesdienst-

teilnahme (45 % der Evangelischen besuchen ihn selten, 20 % nie, nur 13% ab und zu oder regelmäßig) und der Auszug aus der Tradition der Kirche läßt den »Kern« vieler Gemeinden resignieren oder verzagen. Mögen sich um sie herum regionale Kreiskirchentage, Gottesdienste für bestimmte Gruppen und zu besonderen Anlässen, thematische Veranstaltungen, aber auch Urlaubergottesdienste überraschenden Zuspruchs erfreuen, so üben die überkommenen Formen der Gemeindearbeit nur noch sehr geringe Anziehungskraft aus.

Schließlich darf ein neuer, im Grunde alter Aspekt nicht unerwähnt bleiben. Die Kirche hat es bei der beschriebenen Abwendung von ihr keineswegs nur mit den Menschen zu tun, die nichts anderes gelten lassen als die sichtbare, berechenbare und zu genießende Diesseitigkeit. Wohl ist diese Haltung weit verbreitet. Aber es gibt neben Bewegungen wie Anthroposophie, New Age und anderen *religiösen Strömungen* auch eine »Wiederkehr der Magier, Hexen und Schamanen«, eine »Renaissance von Magie und Okkultismus« (Hans-Jürgen Ruppert), deren Reichweite kaum unterschätzt werden darf.

Nach einer anderen neueren Umfrage zur Werteordnung der Bundesbürger »Die neuen Lebensziele der Deutschen« (Frauenzeitschrift »Brigitte«, 21.4.87) existieren in der Bundesrepublik rund 200 religiöse Geheimkulte und magische Zirkel mit mehr als 800.000 Mitgliedern. In manchen Großstädten soll der Anteil der Bevölkerung, der solchen Vereinigungen zuspricht, bei 20 % liegen. Die Weltanschauungsbeauftragten der Landeskirchen bestreiten solche Zahlen, doch der Vormarsch von Aberglaube und Magie, von Kulte und Geheimbünden, die übersinnliche Erfahrungen versprechen, ist wohl kaum zu leugnen. Wie stark diese neue Religiosität Christliches einbeziehen kann, zeigen etwa die Äußerungen der Rocksängerin Nina Hagen zu Religion und Leben »Ich bin der Kanal Gottes« («Die Zeit«, Nr. 20, 1987). Darin finden sich alle wesentlichen Namen und Begriffe der christlichen Tradition von Gott als Liebe über Jesus, Messias, Gotteserfahrung und

Glauben bis zum Gebet, jedoch in neuer (gnostischer) Deutung. Diese Deutung kreist um die Pole des Sensationellen und Ekstatischen («Die Welt braucht Ekstase», so Nina Hagen) einerseits und einer libertinistischen Lebenshaltung andererseits.

## 0.2

### *Wachsende Profanität und parzellierte Kirche*

Wie ist diese widersprüchliche und unübersichtliche Lage theologisch zu begreifen? Man hat vom nachchristlichen Zeitalter, von Deutschland als Missionsland oder als heidnischem Gebiet mit christlichen Resten gesprochen (Karl Rahner). Unter Hinweis darauf, daß die Mehrheit unserer Bevölkerung dem Evangelium in seiner biblisch-kirchlichen Gestalt keineswegs absolut fremd gegenübersteht, haben andere den Begriff »Missionsland« zurückgewiesen. Wahr ist aber wohl, daß es – so Karl Barth schon 1959 – innerhalb und außerhalb der Kirche so etwas wie eine »gemischte und relative Profanität« oder Säkularität in größerem Umfang gibt. Gemeint ist damit das *Nichtkennen* oder auch *praktische Ignorieren der christlichen Botschaft* in ihrer biblischen oder kirchlichen Gestalt. Zum Kreis der hier gemeinten Menschen gehören auch Christen mit losem oder sporadischem Kontakt zu ihren Gemeinden – etwa solche, die nur noch an Amtshandlungen bei befreundeten Familien teilnehmen, zu Seelsorgegesprächen bei Pfarrern oder Pfarrerinnen erscheinen, die Telefonseelsorge bemühen oder deren Kirchenmitgliedschaft ganz ruht. Solche gemischte und relative Säkularität wächst und nimmt in nicht wenigen Fällen auch bei uns die Existenzweise einer »der Reinheit, der Absolutheit sich nähernden ... Profanität« (Karl Barth, *Kirchliche Dogmatik* IV/3, S. 132) an.

Solche Profanität muß nicht »gottlos« sein. Im Gegenteil,



an ihren Rändern können Kirchlichkeit und Religiosität bestehen bleiben, etwa als »rites de passage«, als tradierte kirchliche Formen oder als vagabundierende Bedürfnis- und Stimmungsreligion. Auch die profane Welt hat ihre Götter. Gerade deshalb will sie vom dreieinigen Gott nichts wissen. Sein Platz ist besetzt.

Was eingangs als *Erosion* der Volkskirche beschrieben wurde, ist also in der Tiefe ein geistlicher Vorgang. In ihm dokumentieren sich ein elementarer Schwund an Bibel- und Katechismuskennntnis, der Verlust der Fähigkeit zum Umgang mit Texten der Heiligen Schrift und des Gesangbuchs und die lautlose Einstellung religiöser Praxis. Erst durch solche Praxis und durch solchen Umgang beginnt ja das Wort Gottes zu reden, indem es (als Gesetz) das Gewissen schärft und zugleich (als Evangelium) die so Betroffenen im Glauben tröstet, ermutigt und froh macht. Weil für die so verstandene Erosion die Kirchen zu einem guten Teil selbst mitverantwortlich sind, müssen einseitige Schuldzuweisungen unterbleiben. Ein zutiefst *geistlicher Vorgang* wird nicht durch Anklagen und Klagen verändert, sondern nur durch eine geistlich erneuerte Kirche.

Zu erinnern ist dabei daran, daß es auch den christlichen Begriff der säkularisierten Welt (Friedrich Gogarten) gibt, der viele Facetten hat, negative und positive. Die Kinder der Welt sind oft nicht nur klüger, sondern auch menschlicher als die Kinder des Lichts (Heinrich Böll). Theologie und Kirche müssen überdies sich selbst fragen, wieviel moderne Profanität in ihren eigenen Räumen heimisch geworden und unbewußt in ihre Lebensgestaltung, ihre ethischen und politischen Überzeugungen, Selbstverständlichkeiten und Ansprüche übergegangen ist. Die verschiedenen Facetten und Ausprägungen moderner Profanität und das Problem ihrer theologischen Beurteilung bedeuten jedenfalls eine noch nicht deutlich genug erfaßte Herausforderung für die Kirche.

Es wäre nun allerdings vordergründig, den Auszug aus der

Kirche als profanen Vorgang und die *Aufbruchsstimmung* in der Kirche als missionarische Reaktion darauf zu deuten. Die Gründe für den Aufbruch in der Kirche sind vielschichtiger und vielfältiger. Wo in der Kirche Bewegung und Neuanfang stattfinden, verbinden sie sich in der Regel mit den Einsichten und Forderungen derer, die selbst »mit Ernst Christen sein« und deshalb ihrer besonderen Vorstellung von Gemeinde in der Kirche Gestalt geben wollen. Solche Aufbrüche in der Kirche ergeben sich aus eigenen geistlichen Impulsen. Andererseits lehrt gerade die jüngere Kirchengeschichte, daß sich Bewegungen und Aufbrüche auch aus anderen Motiven speisen und in die Irre führen können. Wegen dieser Doppeldeutigkeit führen sie auch zu Konflikten innerhalb der Kirche und mit der Kirche, wie sie geworden ist. Es sind jedoch Konflikte, die in der Kirche ausgetragen und gelöst werden müssen. Denn allen Beteiligten gemeinsam ist der Wunsch nach einer Kirche, die man erleben und in der man mitarbeiten kann und mit der man auch persönlich übereinstimmt.

Der gemeinsame Wunsch nach einer Kirche, mit der man auch persönlich übereinstimmt, kann freilich auch das Trennende und Spaltende verdecken. Hier steckt ein entscheidendes Problem, das in der Kapitelüberschrift mit dem Begriff »parzellierte Kirche« angezeigt wird. Stellen die einen enttäuscht fest: »Ich bin in der Kirche, aber ich erlebe sie nicht«, so rufen andere enthusiastisch aus: »Kirche, das ist für mich die charismatische Bewegung«. Begrüßen die einen die Aufteilung der Kirche in verschiedene Aktions- und Interessengruppen, weil eine Gruppe in der Kirche ihnen neue Heimat gibt, so werden andere durch eine gruppenorientierte Kirche von ihr entfremdet. Wo Christen sich in kleinen oder großen Gruppen um die politische Gestaltung der Gesellschaft kümmern und das als eine Erfüllung der Forderungen Christi begreifen, werden sie von denen kritisiert, die damit den Verlust der Mitte der Kirche beklagen. Unter dieser Mitte verstehen letztere die Sammlung

um Bibel, Gebet und Nächstenliebe im unmittelbaren Sinn. – Umgekehrt: Wo Christen auf die von ihnen erkannte Mitte der Kirche hinweisen, werden sie von denen kritisiert, die hinter solchen Hinweisen den Rückzug in die private Frömmigkeit und die Unterlassung der Nächsten- und Feindesliebe im universalen Sinn vermuten. In alledem kommt es immer wieder zu Äußerungen wie: »Das ist nicht (mehr) meine Kirche.« Oder: »Die Gruppe ist meine kirchliche Heimat.« Doch was wird da als »meine Kirche« vorausgesetzt? Und was heißt: In der »Gruppe« fühle ich mich heimisch in der Kirche? So bringt gerade auch die Aufbruchsstimmung innerhalb der evangelischen Kirche Probleme mit sich, die eine theologische Bearbeitung äußerst dringlich machen.

### 0.3

#### *Aufriß und Ziel der Darlegungen*

In dieser nicht eindeutigen, vielmehr in mancherlei Sinn widersprüchlichen und unübersichtlichen Situation legt der Theologische Ausschuß der Arnoldshainer Konferenz ein Votum zur Frage evangelischer oder geistlicher Gemeindeerneuerung vor. Es soll *Kriterien für eine theologische Rede von Gemeinde und Gemeindeerneuerung* entwickeln, zur Entdeckung und Aktivierung der *begabten* Gemeinde anleiten, Anregungen zur *Erneuerung des geistlichen Lebens* formulieren, Ratschläge für das *Miteinander* in der Gemeinde geben und dabei immer wieder alle Christen an ihre geistliche Wurzel erinnern: die Taufe auf und den Glauben an den einen Herrn Jesus Christus. Geistlich heißt dabei in dieser Schrift durchweg: im Lichte des Willens und kraft des Wirkens des Geistes Christi, der in der Welt weht, aber nicht von der Welt ist.

Die Autoren gehen davon aus, daß die geistliche Erneuerung der Kirche mit der Erneuerung des geistlichen Lebens

aller kirchlichen Mitarbeiter einhergeht. Diese Einsicht soll exemplarisch an der geistlichen Erneuerung der *Pfarrerschaft* verdeutlicht werden.

Einsetzen muß das Votum freilich mit einer theologischen Bestimmung des Gemeinde- und Kirchenbegriffs sowie mit Überlegungen zu Auftrag und Gaben der *ganzen* Gemeinde.

Das Fundament der Gemeinde und ihrer Erneuerung ist Christus Jesus, der »verworfenen Stein«, den Gott zum »Eckstein« gemacht hat (Apg 4,11; vgl. Ps 118,22f). Das ist der Trost für alle, die in notvoller Situation zittern und zagen um die christliche Gemeinde. An diesen – so leicht vergessenen – Trost kann nicht oft genug erinnert werden. Denn unter Trost versteht man »eine dem Menschen zuteil werdende . . . Hilfe in schwerer Situation, die ihm zu einem Grund wird – trotzdem er ernsten, ja dringenden Anlaß hätte zum Gegenteil! –, dennoch Mut zu fassen, dennoch fröhlich zu sein. . . . Trost in diesem Sinne ist der Inhalt des Evangeliums« (Karl Barth). Die Absicht des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz ist es darum auch, hiermit ein evangelisches »Trostbüchlein« zu schreiben.

Das Votum zielt darauf ab, theologische Einsichten und Kriterien, aber auch Ratschläge und Fragen zur Selbstprüfung der Gegenwart darzulegen, die jenen Trost und jene Hilfe verständlich machen helfen. Solche Erkenntnisse sollen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, haupt- wie ehrenamtliche, der Gemeinde in ihrer Tätigkeit ermutigen. Das bringt mit sich, daß sich die Glieder der Gemeinde das Evangelium von Christus wieder als etwas unerhört Lebens- und Lichtvolles sagen lassen, ihre eigenen Gaben in diesem Licht entdecken, fördern und im Miteinander einüben. Beides versucht der *Titel des Votums* auszudrücken: *Christi Licht leuchten lassen und das eigene nicht unter den Scheffel stellen* – das wäre der Weg zur Erneuerung der Kirche an »Haupt und Gliedern«.

Mit alledem soll nicht behauptet werden, daß die evangeli-

sche Gemeindeerneuerung machbar sei, wenn man nur über die geeigneten Mittel, Regeln und Instrumente verfüge. Wohl aber reden die nun zu entfaltenden Erkenntnisse und Ratschläge von den unerläßlichen Folge- und Begleiterscheinungen jeder durch Gottes Wort und Geist bewirkten evangelischen Gemeindeerneuerung.

# 1

## Von der Lebensmitte der Kirche – theologische Kriterien der Gemeinde- erneuerung

Wer heute von Gemeindeerneuerung redet, setzt dabei in der Regel ein theologisch verantwortetes Kirchen- und Gemeindeverständnis voraus. Dieses Verständnis bildet das Grundkriterium der Rede von Gemeindeerneuerung. Grob gesprochen, kann man von drei vorherrschenden Typen des Kirchenverständnisses sprechen, die sich zu sehr dezidierten »Visionen« von Kirche verdichtet haben und die mehr oder weniger reflektiert die Gemeindegemeinschaft bei uns bestimmen.

Da ist zum einen die in der ökumenischen Studienarbeit (Bristol, Uppsala, Löwen usw.) profilierte »Vision« von Kirche als Instrument und Stufe zu der einen Menschheit in der einen Welt. Auch wenn in dieser Vision die Einheit von Christenheit und Menschheit erst in der Vollendung des Reiches Gottes gesehen wird, nährt sie sich von der Reich-Gottes-Perspektive und entdeckt Anzeichen der Realisierung des Reiches Gottes in der Kirche und der Welt. Die Kirche wird deshalb vorrangig von ihrem Auftrag für die heutige Welt her verstanden, in welcher das wachsende Einheits- und Interdependenzgefühl keineswegs nur zur »Quelle neuer Gemeinsamkeit, sondern (auch zu) neuer Unterdrückung, neuer Spannung und (neuen) Konflikten« wird. In dieser Situation fragt man in der Ökumene: Was hat es »zu bedeuten, daß sich die Kirche als Zeichen jener Einheit (sc. aller Menschen) versteht, die Gott in seinem Reich vollendet?«

Es ist dieser Reflexionszusammenhang, in dem jener Begriff seine ersten Konturen gewann, der heute die Rede

vom »konziliaren Prozeß« und der Ökumene als »konziliarer Gemeinschaft« bestimmt und für viele zum ekklesiologischen Leitbegriff geworden ist: der Begriff »Konziliarität«. Dazu ein Zitat aus der Löwener Zusammenkunft der ÖRK-Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, aus dem auch so etwas wie ein Konzept von Gemeindeerneuerung deutlich wird:

»Unter Konziliarität verstehen wir das Zusammenkommen von Christen – örtlich, regional oder weltweit – zu gemeinsamem Gebet, zu Beratung und Entscheidung in dem Glauben, daß der Heilige Geist solche Zusammenkunft für seine eigenen Zwecke der Versöhnung, Erneuerung und Umgestaltung der Kirche benutzen kann, indem er sie zur Fülle der Wahrheit und Liebe hinführt . . . Dies bedeutet nicht eine Bewegung auf die Uniformität hin . . . , (vielmehr muß) die Einheit der Kirche, wenn sie der Einheit der Menschheit dienen soll, Raum bieten für eine große Vielfalt von Formen wie auch für Unterschiede und sogar Konflikte. Die Konziliarität der Kirche erfordert die Mitarbeit sämtlicher Laienglieder, unter denen jeder Bereich der Menschheit vertreten sein muß. Im Leben der Kirche muß jede Gemeinschaft der Menschen Gelegenheit haben, ihr eigenes authentisches Selbst zu entwickeln und auszudrücken; die Unterdrückten und Ausgebeuteten müssen für Gerechtigkeit kämpfen können; die »Randbewohner« der Gesellschaft – die geistig und körperlich Behinderten – müssen ihren eigenen charakteristischen Beitrag leisten können.«

Dieser Vision steht weltweit – in teils unterschwelligem, teils aggressivem Antagonismus – eine pietistisch-evangelikale »Vision« gegenüber. Ihrzufolge gehören allein die Bekehrten in Wahrheit zur Kirche. Sie erfahren und bekennen sich als aus der Masse der übrigen verkehrten Menschheit herausgerufen und erwarten eine grundlegende Veränderung der Welt allein von Gottes Gericht und Neuschöpfung am Ende der Zeit. Aus dem Umkreis dieses einmal stärker fundamentalistisch, zum anderen mehr apokalyptisch akzentuierten Kirchenverständnisses sind sehr profilierte

Gemeindeerneuerungskonzepte hervorgegangen. Wir kommen darauf zurück. Der Weltbezug dieser »Vision« von Kirche ist vor allem durch das Stichwort Mission im Sinne des Rufes zu Bekehrung und Glauben gekennzeichnet. Wo weltweite Diakonie geübt wird, genießen die Glaubenden und Bekehrten, die angeblich im Ökumenischen Rat nicht genügend gesehen werden, einen deutlichen Vorzug.

Schließlich gibt es – zumal auf deutschem Boden – eine volkskirchlich-pluralistische »Vision«, wonach alle Getauften zur Kirche gehören, unabhängig von Grad und Art ihrer Beteiligung in der Gemeinde Jesu. Hinter dieser Vision steht die theologische Einsicht, daß niemand über den Glauben eines anderen urteilen kann, denn Gott allein kennt die Herzen. Das wahre Christsein ist deshalb eine wesenhaft verborgene Angelegenheit. Zu den Kennzeichen einer solchen Kirche gehört, daß Christsein sich in der Vielfalt abgestufter, aber sich tolerierender und relativierender Glaubens- und Lebensweisen gestaltet. Wir kommen auf diese »Vision« ebenfalls zurück.

Im folgenden werden wir nun versuchen, belehrt durch unsere konfessionellen Traditionen, insbesondere durch die Barmer Theologische Erklärung, ein Kirchenverständnis zu entwickeln, welches das Grundkriterium der hier vorgelegten Überlegungen zur geistlichen Gemeindeerneuerung bildet. Dabei wird deutlich, daß es sich bei jenen drei »Visionen« weder um sich ausschließende noch einfach um sich komplementierende Kirchenverständnisse handelt, wohl aber um solche, die selbst eines »konziliaren Prozesses« bedürften, in dem man sich austauscht und sich gegenseitig nach dem Bleiben in der Wahrheit Christi befragt.



## 1.1

*Kirche ist die Gemeinde . . . , in der Jesus Christus . . . gegenwärtig handelt« (Barmen III)*

*Das Herz der Kirche schlägt in der Gemeinde.* In diesem Grundsatz sind sich fast alle einig, die heute über Gemeindeaufbau, -erneuerung, gestaltetes Christsein oder Kirche der Zukunft nachdenken und dafür Konzepte zu entwickeln suchen. Denn Kirche lebt in ihren Gemeinden und erneuert sich in ihren kleinsten Zellen. Kirche ohne geistlich lebendige Gemeinden – das wäre wie eine Glocke ohne Klöppel.

Unser Leitsatz meint freilich zunächst nicht so sehr die Orts-, Funktions- oder Anstaltsgemeinde in ihrem quantitativen Umfang, sondern vielmehr das *Daß der Gemeinschaft*, wie es nach dem dritten Glaubensartikel zum christlichen Glauben gehört. »Ich statuieren – sagt der Graf von Zinzendorf – kein Christsein ohne Gemeinschaft.« Darum geht es, in wie minimaler Form auch immer, in jeder christlichen Gemeinde.

Die Ausgangsthese drückt indessen noch mehr aus. Als Aussage über das, was schon ist (Indikativ), setzt sie allen Klagen über den bedrohten Zustand der Kirche eine klare Grenze. Angesichts sehr vieler vorhandener lebendiger und geistlich wacher Gemeinden wendet jener Leitsatz die Klage zur Freude: Gott sei Dank für die Gemeinden. Leere Kirchen und steigende Austrittszahlen, moderne Skepsis gegenüber dem Glauben an Gott und Abbruch von christlichen Traditionen, all das kann das Faktum nicht auslöschen: Es gibt – nicht flächendeckend, aber in reichlicher Zahl – die Gemeinde von Schwestern und Brüdern. Das »Licht der Welt«, das »Salz der Erde« (Mt 5,13f) ist da. Das Herz der Kirche schlägt in der Gemeinde. Was viele Christen, haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter, Älteste und Pfarrer/innen tagtäglich im Bezeugen ihres Glaubens und in der Praxis der Liebe tun, ist

geistliche Gemeindeerneuerung und Gemeindeaufbau! Ist das etwa nur billiger Trost oder gar Augenwischerei? Ja, stimmt jener Grundsatz überhaupt theologisch? Sagt er nicht viel zuviel? Um jeden Anschein falscher Selbstberuhigung zu vermeiden und den Ausgangssatz theologisch abzusichern, bedarf er *dreier Präzisierungen*.

*Erstens*, es heißt nicht: Das Herz der Kirche ist die Gemeinde. Das wäre eine vermessene Aussage. *Nicht die Gemeinde*, nicht Christen sind es, die Kirche bewegen, erhalten, aufbauen und erneuern. Das tut vielmehr *Er*, der in der Gemeinde von Brüdern und Schwestern »in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt« (Barmen III). *Jesus Christus*, das »Wort, durch das Gott (nicht nur die Kirchen, sondern) alle Dinge trägt « (Barmen V; vgl. Hebr 1,3), *ist die Lebensmitte der Kirche*. Vor der Gemeinschaft ist das, was diese zur besonderen christlichen Gemeinde macht: Wort und Sakrament, vor den »sancti« (die Heiligen) ist der »spiritus sanctus«, sind die »sancta« (vgl. Heidelberger Katechismus, Frage 55 mit CA 5). Diese entscheidende evangelische Präzisierung soll jeden einzelnen Christen erfreuen und tragen. Wir könnten nicht zur Ruhe kommen angesichts der kirchlichen Nöte, wüßten wir nicht mit Luther: »Gottes Wort . . . hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich mein Wittenbergisch' Bier mit meinem Philipp und Amsdorf getrunken habe, . . . alles getan und ausgerichtet« (Predigt vom 10. März 1522, WA 10 III, S. 18f). Zu solcher Entspannung in aller Sorge um die Kirche läßt das Evangelium ein (vgl. Mk 4,26-29). Zugleich gilt nun aber: Die Gemeinde von Brüdern und Schwestern ist es, die Jesus Christus zum Ort seines gegenwärtigen Handelns in Wort und Sakrament, zu seinem Leib (1Kor 12) bestimmt hat. Genau darauf zielt die Aussage: Das Herz der Kirche schlägt in der Gemeinde. Gemeint ist der Kreis von Menschen, die sich – wo und wann immer – in Jesu Namen versammeln, auf ihn hören und seine Gegenwart feiern. Kirche zeigt sich wesentlich als versammelte, hörende und handelnde Gemeinde.

Deshalb: Nicht irgendwo schlägt das Herz der Kirche, sondern dort, wo ein Kreis von Personen um Jesu willen zusammenkommt, sich von ihm anreden und trösten, füreinander verantwortlich machen und in die Welt senden läßt, um so mit allen nach Christus Genannten zusammenzuzuhören. Durch ihn weiß freilich auch jede und jeder, wie sehr Wollen und Vollbringen auseinanderfallen. Trotzdem sind alle immer neu entschlossen zum Hören und Handeln. Die in Jesu Namen Versammelten sind deshalb weder nur einzelne noch bloßes Publikum. Sie sind eine durch ihn verbundene Gemeinschaft. Bei ihnen kann man deshalb der in Wort und Sakrament gegenwärtigen Lebensmitte der Kirche begegnen. Hier will Gott Verantwortung gegenüber der Erde und Liebe zum Himmel bewirken und einüben. Mag er dem Menschen auch auf vielfältige Weise unerkannt begegnen und ihn begleiten, in der Gemeinde sollen Menschen Feuer fangen an Gottes Geist und durch ihn Klarheit über Gott gewinnen. Wer die Gemeinde versäumt, versäumt es, Jesus Christus, Gott in Person, zu erkennen. Weil solche Erkenntnis etwas höchst Erfreuliches ist (gute Nachricht), bringt jeder, der sie versäumt, sich um etwas Gutes.

Das ist ein hoher Anspruch. Er klingt nach »Verkirchlichung« der Wahrheit Gottes, nach Beschränkung der Frohen Botschaft auf den Raum der Gemeinde. Um diesen Verdacht auszuräumen, muß der Satz vom Herzen der Kirche umgehend weiter präzisiert werden.

*Zweitens:* Dieses Herz schlägt nicht um der Kirche willen, sondern für den von Gott geschaffenen und versöhnten Menschen und seine Welt! *Den Menschen* ist Gott durch Jesus in der Gemeinde und der Kirche als Gemeinschaft von Gemeinden *zugewandt*. Deshalb bildet nicht die Kirche als solche Ziel und Zweck Gottes. Man muß es darum geradezu als Gericht Gottes über die Kirche verstehen, wenn viele Zeitgenossen in ihr vor allem Bürokratie, Routine, kirchliche Phrase, trostlosen Moralismus, kulturelle

oder politische Mode antreffen. Der Hinweis darauf, daß Christen unvollkommene Menschen oder allzumal Sünder (Röm 3,23) seien, ist zu billig als Entschuldigung für diesen Zustand. Wohl gibt es in der Kirche keinen Anlaß, die Universalität der Sünde zu vergessen. Aber Gemeinde ist nicht einfach ein Haufen rückfälliger und hilfloser Sünder, sondern sie besteht aus begnadigten Sündern (Barmen III), die nicht mehr anders können, als ihresgleichen Schwester und Bruder (Mt 12,50, vgl. mit Gal 3,28), Freund (Joh 15,14), Samariter (Lk 10,37), Gehilfe zur Freude (2Kor 1,23), Lastenträger (Gal 6,2) werden zu wollen. Daß der moderne Mensch hiervon in der Kirche wenig spürt und deshalb abwinkt, wenn es um Kirche geht, muß jedenfalls auch den Gemeinden und der Kirche als ganzer angelastet werden. Die Kirche kann den Abfall vom Christentum nicht beklagen, ohne ihren eigenen Abfall von der »Menschlichkeit Gottes« zu erkennen. Erschrocken wird sie dann einen verhängnisvollen Zirkel wahrnehmen: Kirche und Welt haben sich gegenseitig voneinander entfremdet. Die Glieder einer Kirche, deren Herz für den Menschen schlägt, werden deshalb *angesichts jedes einzelnen Menschen wieder staunen* und fragen, sich wundern und freuen lernen: »Was ist der Mensch, daß Du (Gott) seiner gedenkst, und was ist des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott« (Ps 8,5f).

Dazu eine ökumenische Begebenheit: Ein Pfarrer berichtet, er sei in einem ökumenischen Gottesdienst drauf und dran gewesen, einen notorischen Störer an die frische Luft zu setzen, als er hört, wie sein katholischer Kollege, zur versammelten Gemeinde gewendet, sagt: Gott macht es uns manchmal sehr schwer, in jedem Menschen sein Bild und unseren Bruder (bzw. unsere Schwester) zu erkennen. Darauf habe er (sc. der evangelische Pfarrer) von seinem Vorhaben abgesehen. Gott sei ihm in den Arm gefallen, das habe er deutlich gespürt.

Was es heißt, daß der von Gott geschaffene Mensch kein abstraktes Einzelwesen, sondern eben »Mann und Frau« (1Mose 1,26) ist, wird in der Kirche Jesu Christi seit etwa 15 Jahren ebenso neu buchstabiert wie die Erkenntnis, daß Kirche als Gemeinde nur in der *Gemeinschaft* von *Schwestern* und *Brüdern* ist, was sie von Jesus Christus her sein soll.

*Drittens:* Wenn das Herz der Kirche der ist, der das Licht der Welt (Joh 8,12) ist und durch den Gott *alle* Dinge trägt (Hebr 1, 3), dann muß man pointiert sagen: *Als Herz aller Dinge ist Jesus Christus die Lebensmitte der Kirche* (vgl. Joh 1,1-14). Wer das bekennt, wird damit rechnen, daß Gottes Licht auch außerhalb der Kirchenmauern leuchtet und in allen Menschen seinen Widerschein finden kann. Diese Einsicht relativiert sowohl das Gegenüber von Kerngemeinde und distanzierterem Christentum als auch die Unterscheidung von Kirche und Welt. Sie gibt den Christen Weite und Bescheidenheit zugleich. Wohl gilt: Wer die Gemeinde mit Wort und Sakrament versäumt, versäumt Jesus Christus und damit die uns zugedachte Erkenntnis Gottes. Doch dieser Satz begrenzt nicht Christi Wirken. Christus versäumt keinen. Erneuerte Gemeinden, die sich vor allem im Gegensatz zum Rest der Volkskirche verstehen, und eine Kirche, die *Gottes Wirken* nicht auch von Gottes Wort her *in der Welt* wahrnimmt, werden nicht mehr zu unterscheiden wissen zwischen sich selbst einerseits und Christus andererseits. Warum z.B. sollte Gott nicht in bestimmten Erscheinungen der modernen Welt oder anderer Religionen seiner Gemeinde einen kritischen Spiegel vorhalten können, in dem seine Leute erkennen, was ihnen fehlt, was Jesus Christus gerade bei ihnen wirken und finden will: Nächstenliebe, Solidarität, Frömmigkeit, Kampf gegen Unrecht, Einsatz für die Erhaltung der Natur, Menschlichkeit? Eine allein auf Christus hörende Kirche hat allen Anlaß, sein Wirken innerhalb und außerhalb der Grenzen der Kirche zu suchen. Die Suche hält sie in einer Demut, die ihrer

Menschlichkeit zugute kommt. Denn eine allein auf Christus hörende Gemeinde wird auch in ihrer Liebe gegenüber allen Mitchristen und gegenüber dem profanen Weltmenschen erneuert werden.

Das, was wir mit dem Satz von dem Herzen der Gemeinde und seinen Präzisierungen sagen wollten, hat Luther in anderem Zusammenhang sehr bildkräftig festgehalten:

»Christus ist wohl ein Herr aller Dinge, der Frommen und der Bösen, der Engel und der Teufel, der Jungfrauen und der Huren, aber er ist nicht ein Haupt, außer (allein) der frommen, gläubigen Christen im Geiste gesammelt. Denn ein Haupt muß einem Körper eingeleibt sein . . . und müssen die Gliedmaßen an dem Haupte hangen, ihre Werke und Leben von ihm haben« (WA 6, S. 302, 1ff).

Während Luther auf die Unterscheidung zwischen Herr und Haupt drang, haben wir darauf Wert gelegt, zu bedenken, auszusprechen und daraus Konsequenzen zu ziehen, daß der unterschiedlich in der Welt wirkende Christus ein und derselbe ist. Zugleich gab der Luthertext uns die *Stichworte* für den weiteren Abriß der Überlegungen: *Werke und Leben von Christus empfangen*, d. h. seine Charismen leuchten und das eigene Leben durch ihn erneuern lassen (vgl. 2.1 – 2.5 und 3.1 – 3.3).

## 1.2

### *Notwendigkeit und Möglichkeit evangelischer Gemeindeerneuerung*

Der Leitsatz über das Herz der Kirche, von dem wir ausgingen, hat sich als mehrdimensional und präzisierungsbedürftig erwiesen. Er führt in das Licht und die Weite Jesu Christi, aber auch zur Erkenntnis der Armseligkeit und Schwachheit der Kirche. Zugleich verbindet er Christus und die Kirche so, daß diese Kirche auch in ihren reichen Möglichkeiten, als Licht der Welt, verständlich wird.

Man kann den Sachverhalt mit folgendem Bild Karl Barths veranschaulichen: Wirkliche, lebendige, sichtbare Kirche ist, wo das Licht Christi in ihr »hervorbricht und herausleuchtet . . . Etwa so, wie die dunklen Buchstaben einer Lichtreklame dadurch sichtbar, lesbar, sprechend werden, daß der elektrische Strom eingeschaltet wird« (Kirchliche Dogmatik IV/2, S. 700).

Wenn unser Grundsatz mitsamt seinen Präzisierungen theologisch richtig ist, dann gehört Gemeindeerneuerung nicht nur zu den heute dringlichen Aufgaben in der Kirche. Dann gilt vielmehr: *Ecclesia est semper reformanda*, die Kirche muß immer erneuert werden.

Die Wendung »*ecclesia est semper reformanda*« nimmt dem biblischen Sprachgebrauch vom Anziehen des *neuen Menschen* und der *Erneuerung* auf (vgl. Eph 4,24 mit Röm 12,2 u.ö.). Notwendigkeit und Möglichkeit solcher »Erneuerung« sind mit der in Jesus Christus schon angebrochenen neuen Schöpfung (2Kor 5,17; Gal 6,15), dem in ihm geschlossenen neuen Bund (1Kor 11,25 par) und der durch ihn geweckten und genährten Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde (2Petr 3,13; Offb 21,1) gegeben. Die in Christus schon eröffnete neue Wirklichkeit kann und soll sich auch in der Kirche Bahn brechen. Dieses Können und Sollen ist der Sinn aller geistlichen Erneuerung des einzelnen Christen und der Gemeinde. Ihr Subjekt ist der Heilige Geist (2Kor 4,13; 5,5; Röm 8,9-13; 1Kor 12,13). Er, der unserer Schwachheit aufhilft (Röm 8,23), tröstet die angefochtene Gemeinde mit dem Zuspruch täglichen Neuwerdens (2Kor 4,16), aber er ermächtigt und beansprucht zugleich auch seit der Taufe (Röm 6,4; vgl. Tit 3,5) zum Anziehen des neuen Menschen (Eph 4,24; Kol 3,10) und zur Veränderung durch die Erneuerung des (menschlichen) Geistes (Röm 12,2).

Mit solcher Erneuerung erscheint inmitten der alten Menschheit das, was für diese Welt »gut« und »wohlgefällig« und »vollkommen« ist: Es geschieht Gottes Wille (Röm 12,2).

Wo diese Erneuerung zugemutet wird, spricht Paulus *pluralisch*. Das heißt, er richtet sich an die Gemeinde und nicht nur an den einzelnen Christen. Ein neuer Mensch werden ist also ein gemeinschaftliches Werk, ist *Gemeindeerneuerung*. Der hervorgehobene

Ort, den alten Menschen zu verabschieden und den neuen Menschen anzuziehen, ist deshalb die gemeinsame Feier des Herrenmahls (1Kor 11,25). In ihm feiern die Christen den neuen Menschen Jesus Christus als den, der die Gemeinde (Kirche) erneuert, einigt und in die Welt sendet. Den Weltbezug des Herrenmahls bringt Paulus dabei in doppelter Weise zum Ausdruck: zum einen, indem er die ethischen Konsequenzen dieses Mahles einschärft (1Kor 11,21), zum anderen, indem er an das Kreuz Christi erinnert (1Kor 11,26) und damit die Differenz zwischen dem Reich Gottes in seiner vorläufigen und in seiner endgültigen Gestalt bewußtmacht. Am paulinischen Abendmahlsverständnis läßt sich am besten verdeutlichen, was heute zunehmend als der ökumenische Horizont aller Gemeindeerneuerung in das Bewußtsein der Christen dringt: die Perspektive sichtbarer Einheit aller Christen, die weltweite Verpflichtung zur Gemeinschaft mit den Armen und zum Miteinander-Teilen.

Wenn im folgenden der Blick vor allem auf die *Ortsgemeinde* gerichtet wird, so ist dieser ökumenische Horizont keineswegs vergessen. Er taucht vielmehr immer wieder auf. Aber das Votum geht davon aus, daß die kirchlichen Mitarbeiter zunächst einmal an ihre Gemeinde gewiesen sind. Wer hier Vertrauen gewinnt, kann dann auch über die Gemeinde hinaus aktiv werden. Eine weltweite Aktion ist manchmal leichter zu gestalten als ein stetiger Besuch bei einer langsam dahinsterbenden Krebskranken oder einem Alkoholabhängigen, einer Behinderten oder einem Gefangenen, die auf ihre Gemeinde warten.

In dem Satz »ecclesia est semper reformanda« lauert freilich eine von Emil Brunner bezeichnete Gefahr: »Lebensreform als Prinzip . . . bewirkt ein am Leben Vorbeileben.« Durch eine zum Prinzip erklärte Erneuerung könnte sich im Handumdrehen auf alles, was schon da ist, ein dunkler Schatten legen. Dieser Tendenz negativer Selbstbezichtigung muß heute ebenso gewehrt werden wie einer voreiligen Beruhigung angesichts der kirchlichen Lage. Evangelische Gemeindeerneuerung kann nur dort in Gang kom-



men, wo Christen sich auf jenen Grundsatz vom Herzen der Kirche wirklich einlassen.

Jener Grundsatz drückt die Grundspannung aus, in welcher die christliche Gemeinde sich erneuert. Sie besteht aus *ruhiger Gewißheit*: »Er wird's wohl machen« (Ps 37, 5) und *unruhiger Selbstprüfung*: »Wie soll ich dich empfangen?« (EKG 10). Entsprechend müssen die Christen und Gemeinden vor zwei geradezu tödlichen Sünden bewahrt werden: vor der Selbstüberforderung (Hochmut) und der Selbstunterforderung (Trägheit). Eine überstrapazierte Gemeinde verfällt ebenso wie eine nachlässige. In beiden kann es nicht zu Begegnungen kommen, geschweige denn zum Vertrauen. Wer sich selbst überfordert und gestreßt ist, dem fehlt ständig Zeit für andere Menschen. Darin gleicht er aber dem Nachlässigen, der die ihm gegebene Zeit verbummelt und verschläft. Dieser hat zwar die Zeit, aber nur für sich, nicht für andere.

Auch neuere Konzepte zum Gemeindeaufbau oder zur Gemeindeerneuerung könnten zu hektischer Selbstüberforderung oder voreiliger Selbstberuhigung führen. Sie geben in unserer Situation freilich auch vielfältige Hilfen. Sie sollen deshalb in der gebotenen Kürze gewürdigt werden. Wir verbinden die Würdigung mit einer kritischen Prüfung.

### 1.3

#### *Neuere Konzepte von Gemeindeerneuerung*

Die Aufbruchsstimmung in der Kirche (s.o. S. 11f) spiegelt sich nicht zuletzt in der Fülle neuerer Entwürfe und Konzepte zum Gemeindeaufbau und zur Gemeindeerneuerung. Dabei werden neben sehr direktem Rückgriff auf das Neue Testament auch Modelle der klassischen evangelischen Lehre von der Kirche aufgenommen, wie wir sie etwa bei Martin Luther, Dietrich Bonhoeffer, Emil Brunner, Karl Barth u.a. finden. Inspirierend wirken aber auch Impulse

aus pietistisch-erwecklichen Traditionen sowie Einflüsse nordamerikanischer Praxis (Church-Growth-Movement, Bethel-Bibelstudium). Weil hier keine ausführliche Darstellung dieser Konzepte erfolgen kann, muß auf andere Literatur verwiesen werden (s. u. S. 116).

Zur Einübung des lernenden und kritischen Umgangs mit solchen Konzeptionen greifen wir drei aktuelle Entwürfe heraus: die »Geistliche Gemeinde-Erneuerung in der Evangelischen Kirche«, den »missionarischen Gemeindeaufbau« und die EKD-Studie »Christsein gestalten«. Sie alle reagieren auf die von vielen empfundenen geistlichen und gemeinschaftlichen Defizite des Gemeindelebens und entwickeln, gestützt auf entsprechende Praxis, je auf ihre Weise eindrucksvolle Antworten. Der erste Ansatz steht für ein »charismatisch« geprägtes, der zweite für ein »bekehrungsorientiertes«, der dritte für ein »lebensweltlich« ausgerichtetes Verständnis von Christsein und Gemeindeerneuerung.

Auf eine Einbeziehung der südamerikanischen Basisgemeinde-Bewegung in unser Votum haben wir verzichtet, obwohl Impulse von dort auch bei uns wirken. Aber zu diesen Basisgemeinden gehören die besondere, kaum übertragbare Spiritualität und der spezielle Kontext lateinamerikanischen Christentums.

### 1.3.1

#### »Geistliche Gemeindeerneuerung«

Unter der Bezeichnung »Geistliche (früher auch »Charismatische«) Gemeinde-Erneuerung« (GGE) ist eine Bewegung bekanntgeworden, die sich inzwischen auf beide großen Kirchen Deutschlands erstreckt. Abgesehen von den Zentren der Bewegung (z.B. Hamburg, Paderborn, Wolfenbüttel u.a. – mit Einschränkung auch das freikirchliche Zentrum in Berlin –), richten nach neuesten Schätzungen ca. 500 evangelische Pfarrer ihre Arbeit an diesem Konzept aus. Mindestens doppelt so viele charismatische Gebets-

und Hauskreise treffen sich regelmäßig (U. Birnstein). Dazu kommen zahlreiche selbständige charismatische Gemeinden und Gruppen mit eigenem, zum Teil »antikirchlichem« Profil, die hier nur indirekt berücksichtigt sind.

Der führende Theologe der GGE auf evangelischer Seite war bislang Wolfram Kopfermann (Hamburg), der freilich im Juni 1988 nach zehnjähriger Tätigkeit aus dem Leiterkreis der GGE ausgeschieden ist und im September seinen Dienst als Pfarrer von St. Petri in Hamburg beenden mußte, als er seinen Kirchenaustritt ankündigte. Inzwischen ist der Austritt mit der Begründung erfolgt, daß Kopfermann den volkskirchlichen Pluralismus, z.B. in der Taufpraxis und bei der Anstellung kirchlicher Mitarbeiter, nicht mehr mittragen könne. Die Auswirkungen dieser Schritte sind noch nicht überschaubar. Vom gegenwärtigen Leiterkreis der GGE werden sie nicht mitgetragen. Dennoch bleibt Kopfermanns Wirken in Hamburg und sein theologisches Schrifttum neben den Beiträgen des katholischen Theologen Heribert Mühlens wichtige Quelle für das Selbstverständnis der GGE. Als theologische und publizistische Organe dienen der »Rundbrief der Geistlichen Gemeinde-Erneuerung in der evangelischen Kirche« (Hamburg; ev.), die »Erneuerung in Kirche und Gesellschaft« (Paderborn; kath., ök. Herausgeberschaft) und »Charisma« (Düsseldorf).

Weltweit muß die GGE in Zusammenhang mit zur Pfingstbewegung gehörenden Gruppen und Kirchen (»Geist-Aufbrüche«) gesehen werden. Sie will zur »Erneuerung der Kirche aus dem Geist Gottes« (so der Titel von Heribert Mühlens Grundlagenpapier, das 1981 von der Deutschen Bischofskonferenz zustimmend zur Kenntnis genommen wurde) rufen. Und in der Tat erinnert die GGE die Kirchen z. T. an fundamentale Wahrheiten ihres Lebens. Nach Wolfram Kopfermann (Charisma, Heft 7/8, 1981) sind dies: *Gewißheit in den Glaubensinhalten* und der Verkündigung, *öffentliches Christusbekenntnis*, *das persönliche Gebet*, *das Rechnen mit der Wirksamkeit des Geistes* in der Kirche durch die Charismen der Laien in der *Tauferneuerung* und

*Lebensübergabe*, aber auch in *Krankenheilungen*, *Zungenreden* (»Sprachensingen«) sowie konkreten *Zukunftsansagen* (Prophetie) und Segenshandlungen.

In der Geisterneuerung (Umkehr der Getauften) werden drei Geistesgaben besonders betont: die Prophetie, die Krankenheilung und das Sprachengebet.

Aufgrund dieser Gaben vollzieht sich die praktische Arbeit der GGE vorrangig in Gottesdiensten, Glaubensseminaren und Hauskreisen. In einer Erklärung zum »Selbstverständnis der Geistlichen Gemeinde-Erneuerung in der Evangelischen Kirche« hat sich die GGE zur »verfaßten evangelischen Kirche« und ihren Ordnungen bekannt und als ihr *Ziel* formuliert: die »*charismatisch erneuerte Kirche*, die eine eigene charismatische Bewegung überflüssig macht« (Würzburger Theologische Leitlinien vom 2.3.76).

In der Tat, unsere Gemeinden müssen sich von der GGE an vieles erinnern lassen, was auch ihre Sache wäre. Dabei ist nicht nur an die mangelnde Lebendigkeit und geringe Attraktivität des normalen volkswirtschaftlichen Gottesdienstes zu denken, sondern auch daran, daß in unseren Gemeinden manche Geistesgaben und Charismen brachliegen, ja überhaupt nicht »erbeten« werden.

Wie nötig Elemente aus der GGE im allsonntäglichen Gottesdienst sind und wo sie ihren Platz haben könnten, zeigt indirekt am Beispiel der »Angst des Pfarrers« vor dem freien Gebet, vor der Stille im Gottesdienst und der Art und Weise seines Segnens H.-J. Albrecht in seinem Beitrag »Die Angst des Pfarrers im Gottesdienst«, Deutsches Pfarrerblatt, 1983, S. 234f.

Wichtiger noch ist jenes für die GGE charakteristische, provozierend selbstverständliche »Rechnen mit der realen Wirkkraft des Heiligen Geistes« in sehr konkreten und erfahrbaren Lebensvollzügen. Diese Haltung erinnert an das Vermächtnis der beiden Blumhardts und ist sicher die »nachhaltigste Anfrage an unsere Kirche« (W. Krusche). Die

evangelischen Christen singen zwar mit Luther: »Er (Jesus Christus) ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben«. Aber nehmen sie, was sie singen und bekennen, auch wirklich in Anspruch für die Gemeinde?

Zugleich wird man an die eben beschriebene Haltung der GGE Fragen stellen müssen. Ist es biblisch legitim, die Anwesenheit und Wirkkraft des Heiligen Geistes vorrangig in außergewöhnlichen, auffälligen, spontanen und unvermittelten Erweisen seiner Macht zu sehen? Nicht nur, daß es zu herben Enttäuschungen kommen kann, wenn solche Erweise nicht eintreten oder zurückgehen. Ist etwas wirklich noch individuelle *Gnadengabe*, wenn es zum *notwendigen* Ausweis von Erneuerung zu werden droht? Die Konzentrierung auf solche Erweisformen kann überdies statt Befreiung und Freude – den Begleitern und Kennzeichen des Heiligen Geistes – seelischen Druck und Ängste in all jenen Christen heraufbeschwören, denen dieser Frömmigkeitstypus fremd ist. Es gibt viele, die solche Charismen nicht geschenkt bekommen haben, die aber ihrerseits Gemeindeerneuerung aus der weniger sensationellen und unscheinbaren »Frucht des Geistes«: »Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit« (Gal 5,22) anstreben.

Wohl steht auch für die GGE neben der Möglichkeit wunderbarer Heilungen das »Lob des Arztes« (vgl. Sir 38f). Aber in der Fixierung der GGE auf die Darstellung des Pfingstwunders in Apg 2 und auf den charismatisch geprägten Gottesdienst in 1Kor 14 liegt eine bedenkliche Verengung des Wirkens des Heiligen Geistes vor, wie es etwa in Gal 5,22 beschrieben ist. Dazu kommt eine gewisse Abwertung der Rolle des vernünftigen Redens (1Kor 14,19). Nach Röm 14 zeichnet sich das Gemeindeleben durch Rücksicht auf die Schwachen aus. In den Glaubensseminaren der GGE leistet man zwar manch vorbildliche, dem Volk »aufs Maul« schauende Übersetzungsarbeit im Sinne von 1Kor 14,19. Wenn aber das biblische Geistverständnis einseitig auf

ganz bestimmte Erweisformen festgelegt wird, so ist die Gefahr der Gemeindespaltung nicht mehr weit. Das aber dient nicht der Erneuerung der Gemeinden.

Die vielfältigen innergemeindlichen Konflikte, die GGE-orientierte Arbeit bewirkt, müßten ihre Vertreter eigentlich an jene paulinischen Kernsätze zum Gemeindeverständnis erinnern, die in 1Kor 8,1 (die Erkenntnis bläht auf, die Liebe baut auf) oder 1Kor 8,12 (Rücksicht auf das Gewissen der anderen) formuliert sind. Auch wird man 1Kor 14 immer von 1Kor 13 her lesen müssen.

So bleibt für die evangelischen Kirchen und ihre Gemeinden angesichts der GGE eigentlich nur der Doppelratschlag des Paulus in 1Thess 5,19 und 21: »Den Geist dämpft nicht. Prophetische Rede verachtet nicht. Prüft aber alles, und das Gute behaltet.« Prophetische Rede ist bei Paulus nicht zuletzt »vollmächtige Schriftauslegung«. Die Auseinandersetzung mit der GGE ist also auch ein Streit um das rechte Schriftverständnis, besonders der Passagen in 1Kor 10-15! Dabei wird es *in der Praxis* vor allem darum gehen, ob und in welcher Weise charismatische Aufbrüche in einzelnen Kirchengemeinden integriert werden können. Unter Umständen müssen dazu Formen der geistlich-theologischen *Begleitung* der Gemeinde und der Gruppen (z.B. ein repräsentativ aus verschiedenen Strömungen gebildeter *Beirat*) gefunden werden. Kopfermanns Entscheidung gegen die »Volkskirche« wird allerdings den Verdacht »prinzipieller Unduldsamkeit« GGE-orientierter Arbeit verstärken und damit allen um geistliche Erneuerung der Kirche Bemühten einen schlechten Dienst tun.

### 1.3.2

»Missionarischer Gemeindeaufbau«

Unter dem Stichwort »Missionarischer Gemeindeaufbau« muß man verschiedene Bemühungen um »Gemeindegewachstum« (so der Titel einer Zeitschrift aus dem Kreis um Fritz und Christian A. Schwarz) und kirchliche wie ge-

meindliche Erneuerung zusammenfassen. Da ist das Konzept »Überschaubare Gemeinde« von Fritz und Christian A. Schwarz aus Herne/Westfalen mit seinen teils schroffen Antithesen zur Volkskirche, teils schiedlich-friedlichen Koexistenzaussagen. Da sind die vermittelnden Bemühungen von Manfred Seitz und Michael Herbst zum »Missionarischen Gemeindeaufbau in der Volkskirche«. Aber auch die zahlreichen Impulse »volksmissionarischer Ämter« der Landeskirchen zu missionarischen Formen des Besuchsdienstes, der Bibel- und Hauskreisarbeit gehören hierher. Und schließlich im weiten Sinn der Ansatz des EKV-Votums zu Barmen III. Wir beschränken uns auf Hinweise zu dem »bekehrungsorientierten« Ansatz der »überschaubaren Gemeinde« von Fritz und Christian A. Schwarz, wobei die Darstellung hier und da durch Akzente von Herbst ergänzt wird.

Das Herner Konzept zur Gemeindeerneuerung ist – in pietistischer Tradition – geprägt von der Einsicht, daß die durch Jesus Christus geschaffene Gemeinde, die »Ekklesia, . . . eine personale Gemeinschaft mit Jesus und mit Schwestern und Brüdern (ist); deren Glaube in der Liebe tätig wird« (These 4 der 95 Thesen in Fritz und Christian A. Schwarz' »Theologie des Gemeindeaufbaus. Ein Versuch«, 1984, S. 34). Entsprechend wird ein »Christ« definiert als »ein Mensch . . ., der ein persönliches Verhältnis zu Jesus und zu den Schwestern und Brüdern hat, deren Glaube in der Liebe tätig wird« (ebd., S. 44).

Bei solchen Definitionen fällt einerseits das Fehlen der Sakramente auf (anders Barmen III), andererseits die Stoßrichtung gegen die verfaßte, organisierte und institutionalisierte (Volks-)Kirche. Konsequenterweise bilden bei den Hernern Evangelisation, Gemeinschaft und Dienst, nicht aber die Taufe den Angelpunkt des Gemeindebegriffs. Zwar gibt es nach Fritz und Christian A. Schwarz auch gewisse Hilfeleistungen der durch die Kindertaufpraxis konstituierten Volkskirche für die Ekklesia (z.B. gute liturgische Ordnun-

gen, Geld, gut organisierte Diakonie usf., vgl. a.a.O., S. 181. 196, auch S. 200ff). Aber im Grunde hemmt die organisierte Kirche das Gestaltwerden der Ekklesia, weil sie de facto jenes privatisierende Taufscheinchristentum sanktioniert, das der absolute Widerspruch zur Ekklesia ist (vgl. a.a.O., S. 35).

Aufgrund solcher Vorgaben wird nun *Gemeindeaufbau* als dasjenige *menschliche* Handeln definiert, »das auf das Ereignis- und Gestaltwerden von Ekklesia zielt« (a.a.O., S. 61). Dieser Gemeindeaufbau vollzieht sich in *Evangelisation* (Sonderveranstaltungen und evangelistische Durchdringung aller Gemeindefarbeit), *Gebets- und Hauskreisen*, *Besuchsdiensten*, *offenen Abenden* (Lord's Parties) und *Mitarbeiterzurüstungen* (Bibelstudium; vgl. dazu Bethel-Bibelstudienkursus, M. Herbst, a.a.O., S. 395ff). Alle diese Aktionen haben zu Christus Bekehrte zum Träger und zielen auf die Bekehrung Getaufte und Ungetaufte. Zwar betont das Gemeindeaufbaukonzept, daß Jesus Christus selbst das »Ursprungssubjekt« allen Gemeindeaufbaus ist. Aber sein besonderes Interesse gilt der Konsequenz: Jesus Christus beteiligt durch den Heiligen Geist die Ekklesia der Bekehrten an seinem Werk und macht sie zum menschlichen Subjekt des Gemeindeaufbaus. Dabei gilt als Regel, daß der *Pfarrer* die ersten mutigen Schritte hin zur lebendigen Gemeinde gehen muß. Er soll das Presbyterium und die Mitarbeiterschaft gewinnen und durch Bibelstudium und gemeinsames Beten, also durch besondere spirituelle Praxis, zu »Erneuerungszellen« heranbilden. Solche Zellen führen dazu, daß die große volkskirchliche Gemeinde (Parochien) in »überschaubare Bezirke« eingeteilt wird. Für sie sind Besuchsdienstgruppen zuständig, die auf die »Ekklesia« aufmerksam machen, zu ihr einladen und so die Begegnung mit dem lebendigen Jesus ermöglichen. Pointiert formulieren Vater und Sohn Schwarz:

»Wir müssen geplant und gezielt Besuchsdienst machen, nicht Gott. Wir müssen unsere Häuser öffnen, damit andere sich wohl-



fühlen und etwas von der Freundlichkeit Gottes erfahren, nicht Gott. *Wir* müssen uns intensiv betend und lernend darum bemühen, Gespräche über den Glauben zielstrebig und sensibel zu führen, nicht Gott. *Wir* müssen Aktionen beginnen, um gegen Hunger, Ungerechtigkeit und Wettrüsten zu kämpfen, nicht Gott. Gott hat nie eine Atomrakete aufgestellt und wird auch keine verschrotten, wenn *wir* es nicht tun! *Wir* müssen im Gebet mit Gott ringen, müssen Evangelisationen veranstalten und für eine bessere Welt kämpfen. *Wir* müssen mit allem Engagement, mit Hartnäckigkeit, Frustrationstoleranz und Erfindungsgeist den Rahmen dafür schaffen, daß Menschen Christus selbst beegnen\* (a.a.O., S. 66).

Diese provozierenden *Wir*-Sätze zeigen sowohl das Recht als auch die inneren Schwierigkeiten und die Grenzen des Herner Gemeindeaufbaukonzepts. Problematisch erscheint schon die Ungleichartigkeit der Tätigkeiten des »*Wir*« (Raketenverschrottung und Besuchsdienst). Hier fehlen zum Teil die nötigen Unterscheidungen. Doch dabei handelt es sich vielleicht weniger um eine Vermischung der Aufgaben des Staates und der Kirche als um eine sprachliche Unschärfe. Mit Recht bestehen die Herner indessen darauf: *Gemeinden müssen wissen, was sie wollen, und dann auch – mit ihren Möglichkeiten – gezielt praktizieren, was sie wissen und wollen*. Selbst wenn sie sich auf die traditionelle volkskirchliche Gemeindearbeit beschränken (Gottesdienste, Kreise, Amtshandlungen usw.), ist es unerlässlich, theologisch etwas zu wollen, statt immer nur auf Bedürfnisse zu reagieren. Nach dem Herner Konzept wäre das Gewollte eine evangelistische, d.h. auf Entscheidung für Jesus, für die personal nahe Gemeinschaft mit Bekehrten und für die im Glauben tätige Liebe zielende Durchdringung aller Gemeindearbeit. Dabei zeigen die *Wir*-Sätze auch die soziale und politische Dimension dieses Gemeindebegriffs.

Viele Christen, Pfarrerinnen und Pfarrer werden in dem Gesagten das entdecken, was sie alltäglich tun. Aber daraus

zu schließen, daß dort, wo dies nicht in der gleichen Form gewollt und praktiziert wird, Konzeptionslosigkeit oder falsche Konzepte herrschten, scheint sehr voreilig, wenn nicht gar vermessen zu sein. Auch sind die Wege der Getauften und Bekehrten mit Jesus Christus oft so verworren, so schwer als Jesuswege zu erkennen, daß das Glaubensbekenntnis, die geschwisterliche Gemeinschaft und die tätige Liebe keineswegs eindeutiger Erkennungszeichen wahrer Kirche sind als Wort und Sakrament, die traditionellen objektiven Merkmale der Kirche. Beide sind vor Mißbrauch nicht geschützt. Darüber hinaus gilt, daß Jesus sagt: »Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns« (Mk 9,40). Dazu kommt, daß die Charismen der einzelnen Christen und der kirchlichen Gruppen sehr unterschiedlich geartet sind. Sowohl Jesu Wort aus Mk 9,40 als auch die paulinische Charismenlehre lassen es also nicht zu, den unzähligen, hauptsächlich diakonisch ausgerichteten Gruppen in der Kirche ihr Daseinsrecht als Kirche Jesu Christi abzuspreehen.

Wichtig an dem Herner Konzept ist indessen, daß es vor der Gefahr eines selbstgenügsamen Tauf-Sakramentalismus warnt. Andererseits droht bei der Orientierung an dem Begriff »Ekklesia« die Gefahr, die Kennzeichen der Gemeinde (Kirche) am subjektiven Verhalten der Glaubenden, an der Glaubenspraxis (Glaube, persönliches Bekenntnis, Liebe) fest und eindeutig zu machen. In Wahrheit brauchen aber die objektiven und subjektiven Erkennungszeichen von Kirche einander, und beide bedürfen darüber hinaus der Einsicht, daß nur Christus selbst sie je und je unzweideutig werden läßt. Im Fehlen dieses *Christusvorbehalts* wie in der mangelnden Durchdringung des Kirchenbegriffs von der Rechtfertigung des Sünders her zeigt sich die theologische Schwäche eines Konzepts, das an sich mit Recht auf Programme, Aktionen und Selbstverpflichtungen in der Gemeinde drängt. Aber unter diesen Programmen und Aktionen vermißt man zum einen die *Weite Jesu Christi*, die Vielfalt seiner Charismen und die Unaufhebbarkeit des

Unterschieds zwischen Christus und seiner Ekklesia. Zum anderen widerspricht der *rigide Aktivismus* und *Metho-  
dismus* dieses Erneuerungskonzepts jener Geduld Jesu Christi, die man als den langen Atem seiner brennenden Liebe zu den Menschen zu begreifen hätte.

Das Konzept des »missionarischen Gemeindeaufbaus« mahnt die Kirche und die Gemeinden, *Raum zu geben* für die elementaren Fragen des Glaubensvollzugs, der praktischen Frömmigkeit und der Erlebbarkeit von christlicher Gemeinschaft. Zugleich müssen die »Ekklesia-Gruppen« und andere nach festen, geistlichen Regeln lebende Gemeinschaften (regelmäßiges Gebet, geordnete Bibellese, Beichtpraxis, mit anderen teilen usf.) sich vor der Gefahr des »Splittersuchens« hüten (vgl. Mt 7,3). Diese Gefahr besteht darin, daß Christen, statt selbstverständlich und »unschuldig« geistlich zu leben, solches Leben vornehmlich kritisch und richtend gegenüber anderen zur Geltung bringen.

### 1.3.3

Das Konzept »Christsein gestalten«

Die Überlegungen und Vorschläge der EKD-Studie »Christsein gestalten« (1986) scheinen so anders geartet zu sein als die bisher dargestellten Konzepte, daß sie mit ihnen gar nicht verglichen werden können, ja als spezifisches Erneuerungskonzept kaum in Frage kommen. Das deutet sich schon im Titel an. Er kündigt Aussagen über die Gestaltung des Christseins und den »Weg der Kirche« (im Untertitel) an, spricht aber nicht vom Gemeindeaufbau. Andererseits präsentiert diese Studie auch für die Fragen der Gemeindeerneuerung *wichtige Einsichten*, die wohlbedacht sein wollen. Folgendes sei besonders hervorgehoben.

- Der Studie geht es nicht um originelle Vorschläge für den Gemeindeaufbau, sondern darum, die Vielfalt der kirchlichen Aktivitäten auf den verschiedenen Ebenen zusammenzudenken, »um

der Aufgabe einer missionarischen Lern- und Dienstgemeinschaft gerecht zu werden« (Vorwort, S. 10). Sie möchte »das Bewußtsein« von der Notwendigkeit dieser Vielfalt und ihrer inneren Zusammengehörigkeit (S. 77) und damit jenes »Zusammendenken« fördern, an dem es bislang ersichtlich mangelt.

– Diesem Zusammendenken der Vielfalt liegt ein radikal volkskirchlicher Ansatz zugrunde. Womit die Studie das Konzept der »Missionarischen Doppelstrategie« der VELKD charakterisiert, gilt auch für sie selbst: »Leitend ist ein Kirchenbild, das die Volkskirche als *Institution der Freiheit* versteht, die in sich Raum gibt für vielfältig differenzierte Formen des Zugangs und Umgangs mit der christlichen Wahrheit und ihre innere Stärke in der Integration realisierter christlicher Freiheit unter Beweis stellt« (S. 70). In dieser Perspektive kann auch das Phänomen »distanzierte Kirchenmitgliedschaft« »als eine Weise des selbstgesteuerten Umgangs mit Kirche und Christentum wahrgenommen werden« (ebd.).

– Diese volkskirchliche Gemeinschaft aller Getauften und ihre Lebenswelt sind es, auf die sich die kirchliche Gestaltungsaufgabe für das Christsein wesentlich zu beziehen hat. In dieser Lebenswelt – und dafür bezieht sich die Studie auf Umfrageergebnisse – steht der Bereich der eigenen Familie und Kinder deutlich im Vordergrund, dann aber auch Freizeit und Erholung, Beruf, Arbeit, Freunde und Bekannte (S. 23). Das erklärt, so die Studie, »daß Glaube und Kirche im allgemeinen nur dann in den Vordergrund des Bewußtseins treten, wenn sie sich mit (solchen) dominanten Lebens-themen verbinden« (S. 24). Das geschieht besonders sinnfällig bei den sogenannten Amtshandlungen, denen deshalb, anders als in den vorher besprochenen Konzeptionen, eine hervorragende Bedeutung beigemessen wird. Dabei wird man der Studie eine enggeführte Ausrichtung auf die private Lebenssphäre nicht ohne weiteres vorwerfen können. Denn da auch das öffentliche und politische Leben in Beziehung zur persönlichen Lebenswelt stehen, bezieht sich der Dienst der Kirche auch auf diesen Bereich. Grundsätzlich ist es »ein durchgängiges Motiv dieser Studie, den intensiven Zusammenhang von Kirchlichkeit und lebensweltlicher Verankerung zu verdeutlichen« (S. 124). An der Lebenswelt des Menschen sich kirchlich orientieren, auf sie hin Glauben verkündigen, heißt nun nach »Christsein gestalten« »nicht Anpassung, sondern

»Einpassung« des Glaubens, der Verkündigung«, heißt »Indigenisation«, ohne die »das Christentum ungeschichtlich« würde, ja »seine Plausibilität« verlöre (S. 39).

Das sind zweifellos Einsichten, die bei allen Fragen nach einer Erneuerung von Kirche und Gemeinde berücksichtigt werden müssen. Die Gemeinde erhält jedoch auf solche Fragen durch die Studie »Christsein gestalten« noch keine befriedigenden Antworten. Denn jene Fragen zielen auf eine *Erneuerung des Glaubens, des geistlichen Lebens* und damit, hinsichtlich der Gestaltung, auf eine Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens der Gemeinde. Genau das aber bleibt in der Studie, gemessen an der herausragenden Bedeutung, die der gottesdienstlich »versammelten Gemeinde« theologisch weithin eingeräumt wird, *auffällig unbetont*. Der Gottesdienst wird, eine bekannte Diagnose aufnehmend, als der »Kristallisationspunkt einer Frömmigkeitsreform in der Volkskirche« (S. 103) betrachtet, der darum »Barrieren« enthält, die »schlechterdings unüberwindlich sind« (S. 105). Damit wird die Gottesdienstgemeinde zu einem Teil der in der Studie kritisierten »Vereinskirche« gemacht. Sie ist keineswegs die »eigentliche« Kirche »gegenüber der Gemeinde jener, die nur dem Namen nach dazugehören«. Denn die »christliche Gemeinde ist die Gemeinschaft aller Getauften« (S. 87), und die sogenannte Kerngemeinde der Kirchentreuen kann gegenüber den »Distanzierten« keinen geistlichen Vorrang beanspruchen. Diese »Kerngemeinde« sollte sich vielmehr »bewußt als Dienstgemeinschaft begreifen und ihren Dienst der größeren Gemeinschaft der christlichen Gemeinde und darüber hinaus der Gesellschaft zuwenden« (S. 88).

Auch diese Darlegung verdient nicht zuletzt dadurch Aufmerksamkeit, daß ihre theologischen Folgerungen und Ratschläge auf dem *Ernstnehmen* der volkkirchlichen Wirklichkeit gründen. Zu dieser Wirklichkeit gehören als lebensnotwendige und deshalb unaufhörliche Mitteilung

des Wortes Gottes die Predigt des Evangeliums und das Empfangen der Sakramente. Dieses *kirchengründende Geschehen darf nicht* mit dem Hinweis auf den beschränkten Kreis derer, die sich dazu versammeln, und auf die Unanschaulichkeit des Glaubens *relativiert werden*. Zwar haben sich auch die Reformatoren entschieden der »Lebenswelt« zugewandt, indem sie z. B. den weltlichen Dienst am Nächsten in Beruf und Familie als Gottesdienst qualifizierten. So sagt z. B. Luther: »Es gibt keinen größeren Gottesdienst als die christliche Liebe, die den Bedürftigen hilft und dient« (WA 12, S. 13). Er ist freilich nur Gottesdienst, wenn er im Glauben geschieht. Und dieser Glaube bleibt angewiesen auf das Hören und Empfangen des Wortes Gottes mit dem Zuspruch der Sündenvergebung. Eben darum bleibt der Ruf zur Teilhabe an der versammelten Gemeinde so dringlich und, damit verbunden, alles Fragen und Bemühen um eine geistliche Erneuerung der ganzen Gemeinde. Es ist kaum zu erwarten, daß sich das von der Studie zu Recht geforderte Zusammendenken der kirchlichen Arbeitsfelder und Möglichkeiten durch einen Appell zur Relativierung der je eigenen Glaubenseinsichten und Tätigkeitsbereiche erreichen läßt. Eher ist zu erwarten, daß diese Forderung zur Einrichtung weiterer koordinierender Arbeitskreise, womöglich mit Bestellung hauptamtlicher Mitarbeiter, führt. Anders wird es sein, wenn sich der *Vorrang des Wortes Gottes* vor allen unseren Aktivitäten mit neuer Eindringlichkeit zur Geltung bringt und unser Denken ausrichtet. Der Ort aber, wo wir dies – nach den Verheißungen der Schrift – erwarten dürfen, ist »die Gemeinde von Brüdern (und Schwestern), in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt« (Barmen III).

Der lebensweltbestimmende Ansatz für die Praxis der Kirche, wie ihn die Studie »Christsein gestalten« vorstellt, *läßt* freilich auch in anderer Hinsicht berechtigte *Fragen offen*. Sie betreffen die für die Kirche wesentliche Beziehung und

Spannung zwischen der versammelten und der im Alltag »verstreuten« Gemeinde, der sichtbaren und unsichtbaren Kirche, der verheißenen Gegenwart Jesu Christi bei denen, die sich in seinem Namen versammeln, und seiner verborgenen Gegenwart in unserer Lebenswelt. Die Studie erweckt den Eindruck, als wolle sie diese Spannung erheblich relativieren, wenn nicht gar auflösen, denn: »Die christliche Gemeinde ist die Gemeinschaft aller Getauften – soviel ist gewiß, jede nähere Bestimmung wird theologisch und faktisch fragwürdig« (S. 87). Luther hat hingegen die hier gemeinte Spannung einmal so zu verdeutlichen versucht: »Christus, ob er gleich allenthalben da ist, läßt sich nicht . . . greifen und tappen . . . Warum das? Darum, daß es ein anderes ist, wenn Gott da ist, und wenn er dir (für dich) da ist. Dann aber ist er dir da, wenn er sein Wort dazu tut und bindet sich damit an und spricht: Hier sollst du mich finden« (WA 23, S. 148). Darum geht es bei der versammelten Gemeinde nicht um eine Absetzbewegung gegenüber den gottesdienstfernen Gemeindegliedern, sondern um eine *Suchbewegung* an dem Ort, wo sein Wort laut wird. Gemeindeerneuerung beginnt mit der Pflege dieses Ortes und einer Erneuerung der Suche, der das Finden verheißt ist.

#### 1.4

#### *Theologische Kritik der Orientierung von Gemeindeerneuerung an Kirchenbildern*

Jeder, der theoretisch und praktisch an der Erneuerung der christlichen Gemeinde arbeitet, steht in einer bestimmten Gefahr. Man kann sich auch von der Kirche ein Bild machen, ihm anhängen und dienen. Ohne Bilder können wir zwar weder reden noch denken, weder leben noch handeln. Bilder machen anschaulich und stecken Ziele des Handelns ab. Aber die *Fixierung* des Lebendigen in *ein* Bild bedeutet oft genug seinen Tod. Von dieser Versuchung frei zu

werden ist eine wesentliche Voraussetzung evangelischer Gemeindeerneuerung. Die verabsolutierende Festlegung auf bestimmte Bilder von der Kirche und der Gemeinde birgt überdies die Gefahren der Intoleranz und religiösen Werkgerechtigkeit in sich. Denn Bilder wollen verwirklicht und gestaltet werden. Und dabei grenzen sie nur allzuleicht alles nicht ins Bild Passende aus oder wecken Aggressionen gegen das, was in der konkreten Wirklichkeit der Kirche quer zu dem schon fertigen Bild liegt. Vor allem aber setzen sie den einzelnen Christen unter Leistungs- und Erfolgszwang bei der Verwirklichung eines bestimmten Gemeinde- und Kirchenbildes.

Es ist deshalb kein Zufall, daß die Bibel von der Kirche nicht in einem absolut gültigen Bild, sondern in einer *Fülle* wechselnder, z. T. in lebendiger Spannung miteinander stehender Bilder redet. Da findet sich neben dem Bild vom Leib und seinen Gliedern (1Kor 12,12ff; Röm 12,37ff) das vom Weinstock und den Reben (Joh 15,1-8), das vom Haus- oder Tempelbau auf solidem Grund (1Kor 3,9ff) oder vom Hirten und der bedrohten Schafherde (Joh 10,1ff), von der Einheit der Verschiedenen (Eph 2,11-22) oder von der Freundesgruppe (Joh 15,13f) und vom Weizenfeld, in dem auch Unkraut wächst (Mt 13,24-30). Auch die oben skizzierten drei »Visionen« von Kirche müssen sich der immer neuen Selbstprüfung am ganzen Zeugnis der Bibel unterwerfen. *Vier Grundzüge* scheinen für die biblische Tradition im Kirchenverständnis kennzeichnend und sind in den eben genannten Bildern von der Kirche zum Ausdruck gebracht: 1. bezeugt die Bibel keine harmonische, sondern eine konfliktreiche Kirche, keine Kirche der Reinen, sondern eine, die die »größte Sünderin« ist (M. Luther, WA 34 I, S. 276, vgl. Lk 5,8); 2. bezeugt die Bibel eine Konflikte durch theologische Konzentration (Paulus) und konziliare Prozesse (Apostelkonzil) bewältigende Kirche; 3. bezeugt die Bibel eine Kirche, in der unterschiedliche Kirchenformen nicht als Irrweg bekämpft, sondern als Reichtum erfahren werden,



was freilich Abgrenzungen gegen judaistische oder gnostische Häresien nicht ausschloß; 4. bezeugt die Bibel eine in Christus schon geeinte und nur von ihm her und auf ihn hin, ihre Erneuerung, ihre Einheit und ihr Zeugnis für die Welt findende Kirche.

## 2

# Die begabte Gemeinde und die verborgenen Schätze der Kirche

»Priestertum aller Gläubigen« heißt der Grundsatz, mit dem die Reformatoren einst »Kirche machen« wollten. Was Luther jedoch in den Schriften von 1520 entwickelte, daß nämlich jeder Getaufte zum »Priester, Bischof und Papst geweiht«, also »alle Christen wahrhaftig geistlichen Stands« (WA 6, S. 407) seien und es nur um des geordneten Dienstes willen Unterschiede zwischen den verschiedenen Ämtern in der Gemeinde geben solle – das versuchen die verschiedenen Ansätze der Gemeindeerneuerungsbe-  
wegung erneut einzulösen. Geistliche Mobilisierung aller Mitarbeiter in der Gemeinde, Besuchsdienstgruppen aus Pfarrern und »Laien«, Hauskreise, die das geistliche Potential der nichtstudierten »Priester und Bischöfe« bewußt und fruchtbar machen – eins ums andere gilt als »Baustein« und »Zelle« für den Aufbau der erneuerten Gemeinde. Dabei spielt die geistliche Erneuerung der Pfarrerschaft in der Theorie (s. »Missionarischer Gemeindeaufbau«) und de facto (s. GGE) eine unübersehbar große Rolle.

Die in vielen Erneuerungskonzepten geführte Kritik an den volkskirchlichen Strukturen weist allerdings darauf hin, daß auch Aufbau, Organisation und Leitungsformen unserer Kirchen hinterfragt, überdacht und erneuert werden müssen. Eine durchgreifende geistliche Erneuerung hat immer eine Reform an Haupt und Gliedern angestrebt. Wir versuchen, in diesem Votum dem reformatorischen Ansatz bei dem Priestertum aller Gläubigen Rechnung zu tragen. Die Gläubigen sind die »Gliedmaßen«, die an Christus als dem »Haupt hängen, ihre Werke und Leben von

ihm haben« (s.o. S. 29). Dabei wurde von uns der ganze Bereich ausgeklammert, den man in reformatorischer, besonders lutherischer Tradition als Gottesdienst im weltlichen Beruf (Arzt, Steuerbeamter, Jurist, Politiker, Handwerker usw.) genannt hat. Es geht um die Gemeinde *als* Gemeinde. »Werke« (Lutherzitat) gründen in der Gemeinde auf Charismen und Talenten. Deshalb reden wir zunächst von den *Charismen* in der Gemeinde und von den *verborgenen Schätzen* der Kirche, ihrer Entdeckung, Einbringung und Einbindung in die Sendung der ganzen Gemeinde (2.1 – 2.5). Sodann geht es um *Erneuerung des geistlichen Lebens*. Hier haben wir in exemplarischer Absicht die Erneuerung der theologischen Existenz des Pfarrers zum Gegenstand der Überlegungen gemacht (3.1 – 3.3). Was aber über diese geistliche Existenz im Umgang mit der Bibel, dem Hören und Hingehen, dem Beten und dem Leben in der Spannung zwischen Gemeinde und Familie gesagt wird, gilt – unbeschadet vieler Unterschiede – für *alle* Mitarbeiter in der Gemeinde, ja im Grunde für *jeden* Christen, wie umgekehrt im Abschnitt über die geistliche Erneuerung der Pfarrerschaft immer wieder auch von besonderen Charismen die Rede sein muß, die in Teil 2 bedacht sind. Um die *Gemeinsamkeit* des Dienstes in der Kirche zu unterstreichen, folgt auf den Abschnitt zur Erneuerung des geistlichen Lebens ein Schlußteil über Möglichkeiten der *gegenseitigen Hilfe, Entlastung* und *Ermutigung* aller kirchlichen Mitarbeiter (4.1 – 4.3 und 5).

Jeder, der in der Kirche arbeitet, weiß: Die Gemeinden verfügen durch die Fülle ihrer Mitglieder über erheblich mehr Begabungen, als in der Gemeindegemeinschaft zum Zuge kommen. Gabe, Begabung heißt griechisch *Charisma*. Darunter faßt das Neue Testament grundsätzlich alles, was der Gemeinde Jesu in irgendeiner Weise zu ihrer »Erbauung« dienlich sein kann (1Petr 4,10; Röm 12,5 usw.). In den Charismen spezifiziert und individualisiert sich die Gnade (*charis*) Jesu Christi, an welcher der Christ durch Glauben und Taufe teilhat.

Neben den klassischen *geistlichen* Charismen wie der Unterscheidung der Geister, dem Wundertun, der Diakonie und der prophetischen Rede (Bezeugen des Glaubens, Mahnen, Trösten, Erbauen; vgl. 1Kor 12,10 mit 1Kor 14,3) sollte man dazu auch die *natürlichen* wie *erworbenen* Begabungen der glaubenden und getauften Christen wie Musikalität, Verstand, Organisationstalent, Gastfreundschaft, Kassenführung usf. (vgl. Kol 3,16 und 1Kor 14,15ff, vgl. Phil 4,8) rechnen. Sie sind in jedem Falle »Talente« (vgl. Lk 19,13ff), mit denen der Christ auch für seine Gemeinde wuchern sollte. Dazu gehören in der heutigen kirchlichen Wirklichkeit aber auch die vielfältigen psychologischen, pädagogischen und sozialen Fachkenntnisse. Schließlich wird man auch bestimmte geschichtlich *neu entstandene Sensibilitäten* wie die Aufmerksamkeit für soziale und ökonomische Ungerechtigkeiten, für die »Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden«, für die berufliche und gesellschaftliche Benachteiligung der Frauen, für das Schicksal von Asylsuchenden und politisch Gefangenen und die bedrohte Menschenwürde Suchtgefährdeter und Behinderter dazu rechnen müssen. Viele daraus erwachsene Aktivitäten in den Gemeinden – Gesprächs-, Aktions- und Selbsthilfegruppen, Dritte- oder Eine-Welt-Gruppen, Partnerschaften usf. – bedeuten eine wichtige Belebung, Bereicherung und Veränderung des Gemeindelebens. Dennoch besteht kein Anlaß zu Euphorie. Der Kreis, der in der Schule, in der freien Wohlfahrt, in der Politik und in der Gemeinde für ehrenamtliche Aufgaben zu Motivierenden und zu Mobilisierenden ist relativ klein. Häufig werden dieselben Leute in den unterschiedlichen außerberuflichen Funktionen tätig. Dazu kommt die nicht selten zu beobachtende Kluft zwischen wirklicher Eignung einer Person für eine Aufgabe und der Meinung, die diese Person selbst über ihre Fähigkeiten hat. Das gilt im Positiven wie im Negativen, in der Selbstunterschätzung wie der Selbstüberschätzung. Oft haben auch die Art der Gemeindear-

beit und die Schwerpunkte, die gesetzt werden, ausgrenzende Wirkung. Schließlich sind die psychologischen Schwierigkeiten beim Einsatz von Begabungen zu berücksichtigen. Das Miteinander in der Gemeinde soll ja nicht nur funktionieren, sondern jene Qualität bekommen, in der, »wenn ein Glied leidet, . . . alle Glieder mitleiden, und wenn ein Glied geehrt wird, . . . sich alle anderen mitfreuen« (vgl. 1 Kor 12,26). Dabei soll niemand Angst haben müssen, von der Gemeindegemeinschaft verschlungen zu werden, und deshalb meinen, »sein Licht unter den Scheffel stellen« bzw. »seine Talente vergraben« zu müssen. Es soll nicht zu viele und vor allem keine unnötigen Reibungsverluste geben. Solche Vorgaben setzen Grenzen. Alles in allem lehrt jedoch die Erfahrung: Es gibt erheblich mehr Charismen und Begabungen in den Gemeinden, als im Alltag genutzt werden. *Die begabte Gemeinde ist häufig unbekannt.* Sie steht oft im Schatten. Sie muß entdeckt werden und sich artikulieren und einbringen können.

## 2.1

### *Entdecken von Charismen durch Tun*

Die *Entdeckung* der begabten Gemeinde, d. h. vor allem der Begabungen des einzelnen Christen, hat eine theologische Voraussetzung. Sie besteht in der Regel im Getauftsein der Angesprochenen. Denn die Taufe schließt mit der »Annahme an Kindes Statt« zur Gemeinschaft des Leibes Christi zusammen und bedeutet für den einzelnen, daß er sich mit seinen Gaben Christus und seiner Gemeinde zur Verfügung stellen können soll. Der Getaufte ist grundsätzlich ansprechbar geworden auf ein neues Selbstverständnis. Freilich kann der Weg auch häufig umgekehrt verlaufen. Die Gemeinde entdeckt die besondere Begabung eines noch nicht Getauften. Durch die Nutzung dieser Begabung zusammen mit Christen wird einer solchen Person der

Sinn von Gemeinde und somit Glaube und Taufe langsam eröffnet. Ähnliches gilt für jeden, der sich der Gabe der Taufe noch nicht bewußt ist.

So oder so: Selten wird man Erfolg haben mit einer leider immer noch gebräuchlichen Annonce im Gemeindeboten oder im Kirchenblatt: »Wir suchen Personen für einen Krankenhaus-Besuchskreis im Städtischen Krankenhaus. Interessenten mögen sich melden bei Pf./Pfn. X.« Um wirklich befähigte Leute für die Mitarbeit in der Gemeinde zu finden, bedarf es

- der gründlichen Kenntnis der Gemeinde,
- der persönlichen Anfrage bei bestimmten Personen,
- des Angebotes von Schulung und Betreuung,
- des zeitlich begrenzten, jedoch überschaubaren, die Privatsphäre der zu gewinnenden Person nicht überbeanspruchenden Auftrags und
- womöglich des Mitgehens dessen, der angefragt hat.

In alledem geht es darum, Vertrauen zu wecken, Mut zu machen und Mißtrauen, Unsicherheit sowie Angst vor Neuem abzubauen. Dazu sind persönliche Begegnungen und Bitten nötig. Anders als in dieser Dimension von Person zu Person werden Entdeckung von Begabungen und Einladung an ihren Träger, davon anderen abzugeben und die Gaben zur Verfügung zu stellen, kaum möglich sein. Aber Gemeinde hat diese persönliche Struktur. Sie muß nur auswickeln, was sie hat. Ermutigende Beispiele kommen hier vor allem aus der kirchenmusikalischen Arbeit (Chor, Bläser- und andere Instrumentalgruppen). Es handelt sich keineswegs um ein falsches Etikett, wenn die Kirchenmusik in der Kirche nach wie vor einen missionarischen Anspruch erhebt.

Manchen Zögernden wird man vielleicht durch die Einsicht gewinnen, daß sich erst dem »Täter des Wortes« (Jak 1,22) der Reichtum Christi erschließt. Tun des Wortes bedeutet ja nicht eine Theorie verwirklichen, sondern das Wort an sich wirken lassen. Durch das Tun kommt man oft

genug erst ins Hören und Verstehen hinein. Zugleich hilft das tätige Mitmachen, die eigenen Fähigkeiten zu entdecken. Diese Selbsterfahrung bringt für den einzelnen ebenso großen Gewinn wie für die Gemeinde.

Alle schon engagierten Mitarbeiter in einer Gemeinde müssen sich als Charismen-Entdecker verstehen. Es darf nach Charismen nicht erst bei Bedarf gesucht werden. Jede Gemeinde könnte z.B. über eine Kartei verfügen, in der entsprechende Hinweise enthalten sind. Eines der Ziele des Besuchs- und Kontaktprojekts »Neuanfangen . . .« in der Nordelbischen Kirche lautet: »Mitarbeiter gewinnen«. Sie werden nicht durch Annoncen gewonnen, sondern indem sie selbst besucht, in ihrem Lebenskreis gefunden und zur Mitarbeit motiviert werden. Dabei wird dieser Lebenskreis ernst genommen, zugleich aber wird er auch auf neue und größere Gemeinschaft hin überschritten.

## 2.2

### *Einbringen von Charismen in die Gemeinschaft*

Die Aufgabe der ganzen Gemeinde, Charismen und Talente zu entdecken und zu ihrem Gebrauch zu ermuntern, ist ein spannendes, menschlich und geistlich bereicherndes, wengleich nicht immer leichtes Geschäft. Zugleich ist das Entdecken nur ein erster Schritt. Ihm folgt das *Einbringen* in die Gemeinschaft der Gemeinde selbst. Über den Zusammenhang von Tun und Hören bzw. Verstehen ist schon etwas gesagt worden. Tun ist nicht nur eine Folge des Hörens, sondern oft eine Erschließung des Gehörten, ein Zugang zum Verstehen. So sollte Jesu Schlußwort in der Bergpredigt auch gehört werden (Mt 7,24-27). Wie jemand, der Gesehenes malt, auch besser sehen lernt, so versteht einer z.B. ein Gebot nicht so sehr durchs Lesen, sondern durchs Tun. Beides zusammen kommt der *Sprachfähigkeit* des

Christen zugute. Sie ist oft nicht nur Folge intensiven Bibelstudiums oder ausgedehnter theologischer Diskussionen, sondern ergibt sich mit der Erfahrung des eigenen Tuns und dessen Wirkungen auf den Betreffenden selbst und andere.

Den hier angesprochenen Sachzusammenhang haben viele Christen durch ihre Begegnung mit dem Judentum neu entdeckt. Für jüdisches Denken beantwortet sich die Frage: Was ist eine Mizwa (das Gebot)? nicht so sehr durch theoretische Antworten als durch den Hinweis auf die Praxis, also ganz ähnlich wie in Lk 10,25-37. Erst »die Tat lehrt uns die Bedeutung der Tat . . . Die Tat ist weiser als das Herz«, sagt A. J. Heschel.

Was nun die Wirklichkeit der Gemeinde betrifft, so werden in dem Heft »Gemeindeleben« (Bd. 2 der vom Comenius-Institut, Münster, herausgegebenen Schriftenreihe »Gemeindepädagogik«) die Schwierigkeiten, vor allem aber die positiven Möglichkeiten der Zusammenarbeit pädagogischer und theologischer Mitarbeiter in der Gemeinde dargestellt. Wer in der Gemeinde tätig ist, weiß, daß Gemeinde oft genug eben beides ist: Bastion gegen und Tummelplatz für fast alle sieben »Todsünden«, von denen das Mittelalter sprach: Hochmut, Trägheit, Neid, Geiz, Zorn, Wollust und Völlerei. Einen Gegenkurs steuert z.B. die Bewegung des alternativen Lebensstils (sieben-Wochen-ohne!). Viele Christen beteiligen sich daran. Andere mag es trösten, daß es auch zu Zeiten des Paulus so anders nicht gewesen ist. Wichtiger freilich scheint die Einsicht, daß die Gemeinde Christi der Ort ist, wo es besser gehen *kann*. Wo sonst gibt es solche Möglichkeiten der Erneuerung als in ihr?

Zunächst seien aber die *Schwierigkeiten* genannt: Psychologische Barrieren, die dem Einbringen von Gaben in das Leben der Gemeinde entgegenstehen, existieren auf hauptamtlicher wie auf ehrenamtlicher Ebene. Sie reichen von unausgesprochenen Ängsten und Komplexen angesichts



unterschiedlicher Gehaltsstufen und Kompetenzgrade über Folgen unbedachter Worte bis hin zu dem Ärger über weit auseinander liegende Arbeitszeiten in der Gemeinde. Wenn, wie geschehen, die hauptamtlichen Mitarbeiter im Kindergarten sich am Freitag mit einem »Tschuß, endlich ist das Wochenende da« vom Pfarrer verabschieden, dann beginnt für diesen oft die heiße Phase der Predigt- und Gottesdienstvorbereitung. Umgekehrt: Wenn ein neuer Pfarrer im Beisein der pädagogischen Mitarbeiter so eingeführt wird, daß er u.a. als ein »Mann des Kindergartens« gepriesen wird, kann das auf die bewährte Leiterin dieses Kindergartens negativ wirken, kann Angst, Unsicherheit, Aggressivität oder Blockaden erzeugen (vgl. »Gemeindeleben«, S. 22).

Neuformulierte kirchliche Ordnungen haben hier und da zum *Abbau von Barrieren*, unevangelischen Standesunterschieden und hierarchischen Abstufungen in der Gemeinde beigetragen, indem sie vom »Priestertum aller Gläubigen« (vgl. 1Petr 2,9), von der Gemeindefarbeit als Gemeinschaftswerk (vgl. 1Kor 3,5ff) her konzipiert sind. Erwähnt sei nur die Beteiligung von Mitarbeitern bei der Einführung von Pfarrern und Pfarrerinnen, was früher eine reine Pastorensache war. Umgekehrt wird nun weithin auch in die verschiedenen anderen Gemeindeämter gottesdienstlich eingeführt. So sehen es die Muster der Arnoldshainer Konferenz vor. Das sollte sich im Alltag darin auswirken, daß alle gemeindliche Arbeit sich nicht im Neben- oder gar Gegen-einander, sondern im Miteinander vollzieht. Dabei wird man *einander zuarbeiten*, statt sich gegenseitig die besten Happen wegzuschnappen. Jeder soll wissen, daß seine Tätigkeit zeitlich begrenzt ist und keiner überfordert werden und »alles allein« machen muß, daß man Rücksicht aufeinander nehmen will, statt sich auszustechen. Zu diesem Zweck werden schon heute vielerorts Absprachen getroffen. Klare Dienstanweisungen helfen. Mitarbeiterbesprechungen und Ausschüsse der Gemeindekirchenräte kön-

nen für abgestimmte Monats- und Jahresplanungen sorgen. Trotzdem bleiben bei den Hauptamtlichen bedeutsame Unterschiede der Ausbildung, der Bezahlung, der Dienstarbeitszeit, des Berufsstatus usw. Und die führen oft zu Spannungen, die – wenn das offene Gespräch im Gemeindegemeinderat mißlingt – nur noch durch »Gemeindeberatung« zu mildern sind.

Der Wegfall vieler dieser für die Hauptamtlichen typischen Unterschiede erleichtert wohl das Einbringen der Charismen von *ehrenamtlich Tätigen*. Andererseits fehlt bei ihnen das Verpflichtende von Dienstanweisungen. Außerdem bringen ehrenamtliche Mitarbeiter in der Gemeinde oft Erfahrungen aus Berufen mit, in denen vielleicht Effizienz und Erfolgsdenken, aber auch Kollegialität oder hierarchische Gliederung eine deutlich andere Rolle spielen als in einer Gemeinde. Dadurch wird oft frischer Wind in das Gemeindeleben hineinkommen, aber es kann auch ein neues Konfliktpotential entstehen. Pfarrer und Pfarrerinnen befinden sich plötzlich in einem Team mit anderen Akademikern, die als Lektoren und Predigthelfer vielleicht besser ankommen als der ausgebildete Theologe. Oder im Seelsorge-Besuchskreis hat jemand die Gabe des Verstehens, Sich-Einfühlens und Auf-andere-Zugehens, die dem Hauptamtlichen fehlt. Die Beispiele zeigen, wie sehr das Einbringen der Charismen des trainierten und abgestimmten, des rücksichtsvollen und konfliktfähigen Miteinanders bedarf.

### 2.3

#### *Offene Häuser - Die Rolle der Hauskreise*

Es gibt einige theologische Konzepte, die dem *Hauskreis* eine zentrale Funktion bei der Erneuerung der Gemeinde im Geiste der Bibel zuweisen (so z.B. Peter Stuhlmacher, Tübingen, in einer Bibelarbeit auf dem Stuttgarter Kongreß

»Haus der lebendigen Steine« 1987). Eines der Ziele der nordelbischen Aktion »Neu anfangen« besteht in der Bildung von Hauskreisen. In solch einem Hauskreis treffen sich z.B. 10–15 Personen, Ehepaare und Alleinstehende, in einer Wohnung, um über Themen des Glaubens zu sprechen, aber auch um sich über persönliche oder gemeindliche Fragen auszutauschen (Kindererziehung, Planung eines Gemeindefestes usw.), gemeinsam die Bibel zu lesen und miteinander zu beten. In einigen Landeskirchen (Westfalen, Baden, Württemberg z.B.) gibt es geradezu eine *Hauskreisbewegung*. Sie knüpft an biblische Vorbilder an (etwa Apg 2,46) und versteht sich als geistliche Laienbewegung zur Einübung der Glaubenspraxis, manchmal mit kirchenreformerischem Anspruch. Andererseits haben Hauskreise eine alte Tradition, etwa innerhalb der pietistischen Frömmigkeit (die »Stunde« im schwäbischen Pietismus) oder in der Evangelischen Akademikerschaft. Neuerdings finden sich solche Kreise auch in der »Lebensstilbewegung«. Wie immer man die Chancen von Hauskreisen unter dem Gesichtspunkt der Mission oder Vertiefung des Glaubens (vgl. M. Herbst, *Missionarischer Gemeindeaufbau . . .*, a.a.O, S. 407) beurteilt, *die Bereitschaft, sein Haus oder seine Wohnung zu öffnen, ist selbst so etwas wie ein Charisma*. Für das Entdecken und Einbringen von Charismen und für die Glaubenspraxis der Gemeindeglieder haben darüber hinaus Hauskreise wie überhaupt kleine Gemeindeguppen einen nicht hoch genug zu veranschlagenden Wert. Folgende Gründe sind dafür zu nennen:

- In der kleinen Gruppe kommt der einzelne Christ nicht nur in der gewohnten Rolle des Zuhörers vor. Er kann, unabhängig vom Pfarrer, die Dinge zum Gesprächsgegenstand machen, die ihn selbst bewegen. Er lernt, den Glauben in seiner Lebenswelt zu artikulieren. So ist der Hauskreis »Lernort des Glaubens«.
- Wenn Gemeinde zur Gemeinschaft werden soll, dann muß es Orte geben, an denen persönliche Beziehungen geknüpft und gestaltet werden können. Die kleine Gruppe, die in regelmäßigen

Abständen zusammenkommt; ist solch ein Ort, an dem die Teilnehmer aneinander Anteil nehmen, sich gegenseitig vertraut und füreinander wichtig werden. So wird im Hauskreis »Gemeinde als Gemeinschaft« erfahrbar und lernbar.

– Hauskreise können die lebendigen Zellen der Gemeinde sein, in denen sich ihr Reichtum spiegelt, die besonderen Gaben ausgebildet werden und zur Geltung kommen können.

Zugleich besteht auch hier die *Gefahr der Verselbständigung* und Parzellierung, wenn die Verbindung dieser Kreise mit der Ortsgemeinde und der Kirche abgelehnt wird oder nicht gelingt. Für das Verhältnis der Gemeinden zu ihren Hauskreisen und der Hauskreise untereinander kommt deshalb alles darauf an, daß beide das Gespräch miteinander suchen, womöglich auch gemeinsame Treffen veranstalten. Gemeindegemeinderäte und Pfarrer tun sich häufig schwer mit solchen Kreisen, und umgekehrt kann die Gefahr der Eigenbrötelei und Selbstgenügsamkeit bestehen.

Konkret könnte das Miteinander so aussehen: Leiter und/oder Vertreter der Kreise sollten eingeladen werden, wenn der Kirchengemeinderat Anliegen aus ihrem Interessenbereich besprechen will oder die künftige Gemeindearbeit grundsätzlich diskutiert werden soll. Den Kreisen sollte, wenn dies gewünscht wird, auch die Aufnahme ihrer Termine in Gemeindeblätter, gegebenenfalls Überlassung von Gemeinderäumen angeboten werden. Erweist sich die Kirchengemeinde so als gastfrei und hilfsbereit gegenüber den sich in ihrer Mitte bildenden Kreisen, so wird auch eine Einladung des Pfarrers oder Kirchengemeinderatsvorsitzenden in den Kreis erleichtert werden und den Anfang eines fruchtbaren Kontaktes bilden können.

## 2.4

### *Die verborgenen Schätze der Kirche*

Neben den Charismen und Begabungen der Gemeinde gibt es noch das, was man die ungenutzten »Pfunde« oder die ver-

*borgenen Schätze* der Kirche nennen könnte. Dazu gehört neben der *Bibel* nicht zuletzt die *Geschichte* der Kirche. Dome und Kathedralen z.B. bergen in sich eine geistliche Welt. Aber auch die Kirchenmusik sowie weite Bereiche der bildenden Kunst und der Literatur enthalten genügend hilfreiche Elemente zu Verkündigung und Praxis des Evangeliums. Von einer Plastik Ernst Barlachs oder einem Glasfenster Marc Chagalls gehen oft elementare und unmittelbare geistliche Wirkungen der Sammlung, des Trostes und der Andacht aus. Das gleiche empfinden viele etwa beim Anhören einer Kantate Bachs oder des Deutschen Requiems von Johannes Brahms. Freilich gilt heute zunehmend, daß solche Werke nur dort zu sprechen und zu wirken beginnen, wo sie durch Deutung und Erzählung erschlossen werden. Dazu bedarf es des »Auslegers«, der, ähnlich wie in der Gemeinde zu Korinth beim Zungenreden, den »Unkundigen« erklärt, was die Sache bedeutet (vgl. 1Kor 14,6ff). Findet sich das »schrift- und »welt«kundige Wort, so kann eine lebendig gestaltete Kloster- oder Kirchenbesichtigung, aber auch die Aufführung einer Passion von Chrystof Penderecki verschüttetes Christentum wieder freilegen, Freude an Gott sowie Stärkung des Glaubens oder Betroffenheit des Gewissens bewirken.

Um diese ungenutzten »Pfunde« zu entdecken und einzubringen, um mit ihnen – biblisch gesprochen – zu »wuchern«, bedarf es einiger Bildung und Anstrengung der kirchlichen Mitarbeiter. Man fahre nur in die Altmark/DDR zur Klosterkirche nach Jerichow oder besuche das Kloster Andechs bei Tutzing, um einen Begriff davon zu bekommen, wie ein Pfarrer bzw. Mönch mit Hilfe der Dom- bzw. Klostersgeschichte das Evangelium erschließen kann.

Das Gemeindegremium der VELKD in Celle bietet seit einiger Zeit Seminare zum Thema »Kirchen erzählen vom Glauben« an. In diesen Seminaren werden kirchliche Mitarbeiter angeleitet, die in den Bildern, Glasfenstern, Fresken, Skulpturen usw. vieler alter Kir-

chen aufbewahrte Glaubensgeschichte zu entdecken, zum Sprechen zu bringen und weiterzugeben.

Zugleich enthält dieser Bereich freilich auch einige *Gefahren*. Der Erlanger Theologe Manfred Seitz erinnert gern an das ungelöste Problem, wie aus der Johann Sebastian Bach verehrenden Gemeinde die an Jesus Christus glaubende Gemeinde wird. Darf, ja muß man so differenzieren? Oder kann man sich beruhigen mit der von Seitz eher skeptisch erwogenen Lösung: »Sie sind getauft. Sie sind Gemeinde. Laßt sie dabei«?

Gegen die Skepsis von Manfred Seitz steht immerhin das »Bekehrungserlebnis« von Paul Claudel, der berichtet, daß er am Weihnachtstag des Jahres 1886 auf einem Spaziergang durch Paris (er wußte nicht, wie) in die Kirche Notre-Dame gelangte und sich gelangweilt an eine Säule lehnte. Claudel war radikaler Atheist, der von der Kirche gar nichts erwartete. Und dann geschah es. Jäh traf das Magnificat der übenden Chorknaben sein Ohr: »Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist frohlockt über Gott, meinen Heiland« (Lk 1,46f). »Ich kann heute noch die Säule zeigen, wo mich Gottes Gnade getroffen hat«, schrieb er später, als er einer der großen Dichter Frankreichs geworden war. Hier hatte – wie heute vielerorts – die Kirchenmusik selbst Verkündigungscharakter.

Schwerer wiegt heute jedoch ein anderes Problem. Die Erinnerung an Kirchengeschichte und Kunst und das »Wuchern« mit diesen »Pfunden« könnten ja eine kulturelle Schwelle oder gar Barriere vor den Eingang der Gemeinde legen, durch die Ängste und Abneigung erzeugt werden. Das wäre ungeistlich und lieblos. In der Bibel selbst ist ja »Kleinliteratur« neben hoher Dichtkunst enthalten. Das Evangelium kann sich ebenso in einem Musical wie »Jesus Christ Superstar« oder einem Lied wie »All you need is love« einen Resonanzboden verschaffen. Jesus Christus, der Aufgestandene, ist an keine kulturellen, sprachlichen oder so-

zialen Grenzen gebunden. Entscheidend ist vielmehr seine Identität mit dem biblisch bezeugten Jesus, dessen Leben am Kreuz endete und der auferstanden ist, »lebt und regiert in Ewigkeit«. Diese Identität kann nirgends zur Disposition stehen.

Auferstehung bedeutet aber auch, den Menschen gesetzte Grenzen überschreiten zu können, bedeutet, daß Jesus teilhat an der Allgegenwart Gottes. Und das heißt, er besitzt die Fähigkeit, gegenwärtig zu sein, wann und wo immer er will. Wenn Christen vom Heiligen Geist reden, meinen sie diese Kraft Christi, seinen langen Atem und seine durch nichts zu hemmende Lebensenergie. Als mögliche *Orte und Instrumente dieser Gegenwart Jesu Christi* im Geist kommen neben den spezifisch kirchlichen Zeichen (Wort, Sakrament, Zeugnis usw.) auch *weltliche Phänomene* in Frage, so etwa der ganze Bereich der bildenden Kunst, Musik und Literatur, aber auch die Mittel der Kommunikation von den Massenmedien bis zu Methoden der Gruppendynamik und Therapieformen. Weil Jesus Christus vieles gebrauchen kann, sollen wir alles prüfen und das Beste behalten. Prüfen muß freilich die Gemeinde Jesu. Denn nur sie hat im biblischen Zeugnis den Schlüssel der Eindeutigkeit. »Der rechte, wahre Schatz der Kirche ... ist das Heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes« (62. Ablaßthese Martin Luthers, WA 1, S. 236). Nur die Gemeinde Jesu kennt den in Gesetz und Evangelium mit uns redenden und an uns handelnden Gott. Aber daß auch die Welt durch Jesus Christus für uns zum Resonanzboden Gottes werden kann – dieser Sachverhalt ist jedenfalls nicht weit genug zu fassen.

## 2.5

### *Die Einbindung der Charismen und Schätze in den Auftrag und die Sendung der Gemeinde*

Die begabte Gemeinde ist in ihrem alltäglichen Miteinander etwas anderes als ein allgemein menschliches »Quodlibet«, wo jeder einbringt, »was ihm beliebt«. Mögen solche Quodlibets wie die entsprechenden musikalischen ihren Reiz haben, so verfehlte das Entdecken und Einbringen von Charismen die Linie und das Profil der Kirche, wenn es bei der Selbstdarstellung des menschlich Gefälligen und Zusagenden bliebe nach der Melodie: Ist's mir drum, so bet ich, ist's mir drum, so fluch ich, ist's mir drum, so sing ich, ist's mir drum, so heul ich . . . Das meint Paulus nicht, wenn er Gottes Willen mit dem Guten, Wohlgefälligen und Vollkommenen identifiziert (vgl. Röm 12,2). Wohl darf das Einbringen auch der menschlichen Selbstverwirklichung dienen. Aber ein Gottesdienst z.B., der hauptsächlich Podium für Violinkünste von kleineren Kindern oder »Talentschuppen« jugendlicher Bands wäre, könnte nur sehr bedingt und vorläufig als der Ort gelten, wo Charismen im biblischen Sinn eingebracht werden. Was an Charismen in der Gemeinde vorhanden ist, muß vielmehr – und hier bestehen Aufgabe, Grenze und Chance der Kirche in einem – eingebunden werden in die »Erneuerung des Sinnes« durch den Geist Christi (Röm 12,2). Paulus nennt das den rechten Gebrauch des Charismas, was »dem Glauben gemäß«, wörtlich: was »in Entsprechung zum Glauben, in Entsprechung zu Christus« (Röm 12,7) geschieht.

Die Fähigkeit, Charismen im und für den Geist Christi zu gebrauchen, gehört zu den Äußerungsformen des Glaubens. Das entspricht dem, was der Verfasser des Epheserbriefes in Beziehung auf das Verhältnis von Mann und Frau in der Ehe tut. Da heißt es: »Dies Geheimnis ist groß; ich deute es auf Christus und die Gemeinde« (Eph 5,32). Das Gemeindeleben und die Kirche sind wie die Weltgeschich-



te voll solcher *Geheimnisse, die der geistlichen Deutung (Einbringung) harren*. In solcher Deutung lebte schon der historische Jesus, für den, wo er hinblickte, das Himmelreich sich zeigte. Seine Botschaft lautete deshalb immer »Siehe« oder »Seht« (Lk 17,21; Mt 6,26 u.ä.). Jesus öffnete Augen und Herz seiner Zuhörer für Gottes Reich, indem er Phänomene der Welt als Gleichnisse des Himmelreichs deutete: Blumen auf dem Felde, Vögel unter dem Himmel, Gauner mit ihren Tricks, Hausfrauen beim Backen, Väter in ihren Familien usf.

Auch für diesen Zusammenhang ist wieder dankbar an die Gemeinsamkeit mit dem Judentum zu erinnern. »Die Bäume« – sagt A. J. Heschel – »stehen wie Wachtposten der Ewigkeit, die Blumen wie Wegweiser seiner Güte.«

Kirche und Gemeinde sind dort, wo durch Gottes Wort und Geist die Ohren und Augen geöffnet werden für das, was Gott getan hat und zu tun nicht aufhört. In Gottesdiensten am Sonntag und im »Alltag der Welt« wird der Christ deshalb direkt und unzweideutig davon reden und dementsprechend leben wollen. Kirche unterscheidet sich von der Welt durch ihre bewußte Dankbarkeit und ihre Freude gegenüber Gott. Beides will der Christ aussprechen. Christen wissen aber auch, daß ihre Gotteserkenntnis, ihr Gotteslob und ihre Gottesliebe der Welt zugute kommen sollen. Das bestimmt ihren Umgang mit den Charismen. Sie wollen so eingebracht und eingebunden werden, daß sie Dank an Gott, Bekenntnis zu ihm und zugleich Freude an der Welt und Zustimmung zu ihr und Verantwortung für sie ausdrücken. Daraus folgen sehr bestimmte Taten der Christen. Gerade wer sich an Gott und seiner Welt freuen kann, sieht mit klareren Augen als andere, was in der Welt Gott widerspricht und Gottes Schöpfung pervertiert, er sieht all die Freudlosigkeit und den Jammer der geschundenen Kreatur. Deshalb wird er tätig und tut das Seine zur Besserung der Welt und zur Heilung ihrer Wunden.

Einbindung der Charismen in den Auftrag der Kirche bezweckt deshalb nicht die »Verkirchlichung« und Verengung des Lebens, sondern das »Leben in der Fülle« (Joh 10,11). Das ist möglich, wo christliche Gemeinde so wird und so in der Welt da ist, wie Christus selbst es war – in jener engen Beziehung von Mensch zu Mensch, die Freundschaft heißt (Joh 15,14f) und die zugleich eine Offenheit und Weite hat, wie sie etwa in Jesu Umgang mit der Ehebrecherin (Joh 8) und in seinem Gespräch mit dem Hauptmann von Kaper-naum (Mt 8,10) manifest geworden ist.

Als Beispiel dafür, wie in der Kirche ein unter den Scheffel gestelltes Licht neu zum Leuchten kommt und zugleich eingebunden wird in die Sendung der ganzen Gemeinde, mag die ökumenische *Frauen-Dekade* stehen. Weltweit entdecken Christen und Kirchen – teils freudig, teils widerwillig – das besondere, von den Frauen selbst eingebrachte »Charisma der Frau« in seinen vielfältigen Ausprägungen von den feministischen Anfragen an die Theologie über die Verwirklichung gleichberechtigter Repräsentation in der Kirche auf allen Ebenen bis hin zu dem alltäglichen Miteinander in der Gemeinde als »Gemeinschaft von Frauen und Männern«. Wegweisend für die »Erneuerung« von Kirche und Gemeinde aus solcher »Gemeinschaft von Frauen und Männern« ist der sog. »Sheffield-Report« mit all den Vorstudien, Beiträgen und Empfehlungen, die jener Konsultation in England 1981 ihr ökumenisches Gewicht geben.

### 3

## Die Erneuerung des geistlichen Lebens – theologische Existenz der Pfarrerschaft heute

Während in Teil 2.1 – 2.5 der Blick auf die besonderen *Gaben* in der christlichen Gemeinde gerichtet wurde, soll es nun um das *geistliche Leben* gehen. Wie eng beides miteinander zusammenhängt, wurde schon gesagt (s.o. S. 50). Beispielhaft wählen wir dazu Überlegungen zur geistlichen Erneuerung der Pfarrerschaft aus, denn die von vielen Christen von Gott erbetene und im Geist Christi mögliche Erneuerung der Kirche schließt auch eine *neue geistliche Orientierung der Pfarrerschaft* ein. Damit soll nicht jene Behauptung wiederholt werden, wonach in der Gemeinde nichts, aber auch gar nichts Neues passiert, wenn der Pfarrer (wenn es im Text Pfarrer heißt, ist in der Regel die Pfarrerin mitgemeint) nicht die ersten Schritte tut. Es gibt genügend Beispiele von »pfarrerunabhängigen« geistlichen Aufbrüchen in der Kirche, wie z.B. die Kirchentage, die Hauskreise oder die basisgemeindlichen ökumenischen Impulse. Der Geist weht, wo er will. Aber ohne daß die Pfarrer mitbewegt und mitentzündet sind, wird es in unseren bislang weithin pfarrerzentrierten Gemeinden mehr Blockaden als Breschen für die Erneuerung im Geiste Christi geben.

Das Neue Testament und die reformatorischen Bekenntnisschriften reden vom besonderen Amt der ordinierten »Pfarrer« (vgl. Pastoralbriefe, CA 5 u. 14) für die Ausrichtung der Frohen Botschaft und die Austeilung der Sakramente.

Dabei wird gerade in den Pastoralbriefen, aber auch bei Paulus die Bedeutung des *geistlichen Lebenswandels des »Episkopos«* (bzw. Apostels) für den Gemeindeaufbau unterstrichen. Aber was im folgenden von der theologisch-spirituellen Existenz des Pfarrers gesagt wird, gilt in der Substanz unbeschadet der offensichtlichen charakteristischen Unterschiede auch für die Erneuerung des geistlichen Lebens aller Mitarbeiter in der Gemeinde. Es könnte eine Weise des Umgangs mit den folgenden Seiten sein, gemeinsam zu überlegen, was die für alle Mitarbeiter gültige Substanz ist.

Das Pfarrerbild bzw. die Pfarrerrolle in Gemeinde und Gesellschaft ist in den letzten Jahrzehnten intensiv diskutiert worden. Dabei ist klargeworden: Viele Pfarrer empfinden die Fülle der an sie gestellten Anforderungen als erdrückend und scheinen von den verschiedenen Erwartungen zerrissen zu werden. Nur ein paar Beispiele für die Unterschiedlichkeit der Erwartungen: Weithin gilt in der Volkskirche immer noch, was Georges Bernanos im »Tagebuch eines Landpfarrers« 1936 so formuliert hat: »Ein Pfarrer ist wie ein Notar. Er ist für den Bedarfsfall da. Im übrigen soll er Ruhe geben.« Daneben steht eine Vielzahl anderer Wünsche an den Pfarrer aus den verschiedensten Richtungen: Er soll dem Leben die höheren Weihen geben. Er soll verstehen und trösten. Er soll – je nach politischem Standpunkt – sich in die Politik einmischen oder draußen bleiben. Er soll sich möglichst weltlich geben, zugleich aber überall als Pfarrer erkennbar sein; letzteres ist für andere wiederum häufig Ausdruck enger Frömmigkeit. Er soll, soll, soll . . .

Eine neue geistliche Orientierung der Pfarrerschaft wird also nicht in der Weise gesucht werden dürfen, daß die Erwartungen und Anforderungen an sie erhöht werden. In den geltenden Ordinationsordnungen sowie den Pfarrerdienstgesetzen ist im wesentlichen gesagt, was der Pfarrer alles zu tun hat und was seine Kirche von ihm erwartet. Dort ist auch vom besonderen Auftrag des ordinierten Amtes zu-

reichend gesprochen. Auch mangelt es nicht an Hinweisen und Hilfen, wie solchen Anforderungen entsprochen werden kann. Für Seelsorge und Gesprächsführung, Predigt und Gottesdienstgestaltung, Unterricht und Bibelauslegung gibt es nicht nur eine reichliche (allerdings auch unüberschaubare) Literatur, sondern auch ein beachtliches Angebot an Kursen und Fortbildungsveranstaltungen. Bei alledem aber wird zumeist stillschweigend vorausgesetzt, daß der Pfarrer seine Aufgaben kraft einer *geistlich-theologischen Existenz* innerhalb einer ihn *tragenden Gemeinschaft* wahrnimmt.

Beides erscheint jedoch heute in hohem Maße gefährdet: Eine zunehmend privatisierte Pfarrfamilie, der säkularisierte Kontext, aber auch entmutigende Erfahrungen bei der Verkündigung des Wortes Gottes bewirken, daß eine solche Existenz in tragender Gemeinschaft häufig zerbröckelt. Oft genug existiert beides nur noch in Gestalt der Sehnsucht, oder es wird der Verlust durch neue Identifikationen, sei es im Raum des Privaten, sei es auf dem Feld des Sozialen und Politischen, ausgeglichen. Mit dieser Vermutung soll weder das Recht auf eine Privatheit noch die politische Dimension der geistlichen Existenz in Frage gestellt oder gar negiert werden. Es geht vielmehr darum, beide Dimensionen als Elemente eines vorrangig geistlichen Auftrags bewußt und kenntlich zu machen.

Mit großem Recht hat Robert Leicht, stellvertretender Chefredakteur der Wochenzeitschrift »Die Zeit« (Nr. 26, 19.6.87), in einer Nachlese zum Frankfurter Kirchentag 1987 formuliert: »Für den politischen Beitrag der Protestanten kommt es . . . darauf an, wie deutlich sie den spezifisch theologischen Bestimmungsgrund ihres öffentlichen Handelns geltend machen können.« Ähnliches gilt für die private Dimension.

Über die persönliche geistlich-theologische Existenz des Pfarrers und die ihn tragende Gemeinschaft als Vorausset-

zung neuer Freude und Zuversicht im Pfarrberuf wurde bislang auch (oder gerade?) unter den Pfarrern wenig gesprochen, obwohl die Suche nach einer neuen Spiritualität vorhanden ist. Es gibt Zeichen einer Veränderung. Auf jene Voraussetzung und diese Veränderung zielt die Rede von der Erneuerung des geistlichen Lebens der Pfarrerschaft. Was dabei mitbedacht werden muß, sei im folgenden durch einige Fingerzeige zu sagen versucht.

### 3.1

#### *Die heutigen Voraussetzungen des Pfarrberufs*

Nach wie vor gilt auch in unserer Gesellschaft, daß dem Pfarrer fast durchweg ein erstaunlich großes *Vertrauen* seiner Zeitgenossen entgegengebracht wird. Doch dieser Vorschuß ist nicht stabil, und zugleich ist er *mehrdeutig*. Einerseits erleichtert er dem Pfarrer den Zugang zu den Menschen, andererseits kann er jenen Erwartungsdruck mit sich bringen, den der Pfarrer als belastend empfinden muß, weil er den Anforderungen, die sich daraus ergeben, kaum nachzukommen vermag. Die Schwierigkeiten erhöhen sich durch die mannigfaltigen, z. T. neuen Erwartungen, die aus der »engeren« Gemeinde, dem Kreis der Freunde und vor allem der Familie an den Pfarrer gerichtet werden. Früher war die eigene Familie für den Pfarrer hauptsächlich der Ort seiner Entspannung und der Raum, in welchem alles selbstverständlich auf seinen Beruf eingestellt war. Dies hat sich heute grundlegend gewandelt – nicht nur durch die Veränderung im Rollenbild und Selbstverständnis des Mannes: Die inzwischen fast zur Regel gewordene Berufstätigkeit der Frau des Pfarrers hat einen größeren Einsatz ihres Mannes in der Familie bei der Betreuung und Erziehung der Kinder und im Haushalt selbstverständlicher werden lassen. Für die verheiratete Pfarrerin mit Kindern stellt sich das Problem der *Doppelrolle* allerdings in der Regel noch schärfer.

Dieser Wandel stellt vor neue, oft schwierige Situationen, er bringt aber auch neue Chancen mit sich. Durch ihn erfährt der Pfarrer oder die Pfarrerin am eigenen Leib die Belastungen eines Großteils seiner Gemeindeglieder, ja unserer Gesellschaft überhaupt. Solche Erfahrungen können deshalb auch einfühlsamer und sprachfähiger machen. Die differenzierte neue Lage in der Pfarrfamilie enthält also ebenso *Behinderungen* wie *Chancen* für den Pfarrdienst. Beides ist miteinander abzuwägen, wenn angesichts auftauchender Schwierigkeiten in den Gemeinden nach einfachen und rückwärtsgewandten Lösungen gerufen wird.

Zu den heutigen Voraussetzungen des Pfarrberufs gehört nun aber auch, daß er aufgehört hat, fast ausschließlich Männersache zu sein. Seit dem Ende des 2. Weltkrieges gibt es einen wachsenden Zugang von *Frauen* zum Theologiestudium, die zum großen Teil ein Pfarramt anstreben. Das ist im Blick auf die Geschichte der evangelischen Kirche eine umwälzend neue, in ihrer Bedeutung erst ansatzweise erfaßte Erscheinung. Noch für die Generation unserer Mütter bzw. Großmütter war es nicht vorstellbar, daß eine Frau ein Gemeindepfarramt in vollem Umfang wahrnehmen sollte oder konnte. Entsprechend waren die gesetzlichen Bestimmungen der Landeskirchen darauf ausgerichtet, daß Theologinnen zwar bestimmte Arbeitsbereiche in der Kirche zugewiesen bekamen, aber kein Gemeindepfarramt. Inzwischen sind die Ordination von Frauen, die Wahrnehmung eines Gemeindepfarramts wie auch die Ausübung einer leitenden Funktion durch sie abschließend geregelt. Innerhalb von 20 Jahren (1955 – 1975) haben die Landeskirchen durch Beschlüsse ihrer Synoden entsprechende Gesetze formuliert und in Kraft gesetzt.

Wenn auch offiziell bei uns keine Fragen mehr an den Dienst der Pfarrfrauen gerichtet werden, so besteht doch Anlaß, die Chancen und Probleme der neuen Situation, die durch gesetzliche Regelung nicht gelöst werden können, besonders zu bedenken.

- Die Pfarrerin steht geschichtlich am Anfang ihres Berufsbildes. Sie hat keine durch die Geschichte überkommenen Vorbilder. Ihr Rollenverhalten ist damit auf der einen Seite nicht festgelegt, auf der anderen Seite aber auch nicht vergleichbar, es sei denn, man vergleiche sie immer mit dem Pfarrer.

- Waren bisher mehrere Pfarrer in einer Gemeinde, so wird durch die Pfarrerin die Atmosphäre im Kreis der Mitarbeiterschaft verändert, wie überall, wo eine Frau in einen Kreis von Männern (und umgekehrt) hinzutritt. Diese atmosphärische Änderung schafft in der Regel neue Sensibilitäten, die sich z. B. in einer veränderten Umgangs- und Körpersprache, ja überhaupt in einer neuen Weise, aufeinander zu hören und einzugehen, Ausdruck verschaffen.

- Die Pfarrerin ist in besonderem Maß zur seelsorgerlichen Ansprechpartnerin von Frauen in der Gemeinde geworden, die sich mit ihren Problemen eher einer Frau gegenüber öffnen. Damit soll allerdings keiner Einteilung der Seelsorge nach Geschlechtern das Wort geredet werden.

- Noch immer gibt es Gemeinden und Gemeindeleitungen, die im Zweifelsfall den Pfarrer einer Pfarrerin vorziehen, weil nach ihrer Auffassung das Pfarramt nur von einem Mann voll wahrgenommen werden kann.

- Eine zusätzliche Belastung entsteht für die verheiratete Pfarrerin mit Kindern. Nicht wenige entscheiden sich in dieser Situation für die Familie. Ihnen sollten die Kirchen in späteren Lebensjahren die Wiederaufnahme der Berufstätigkeit erleichtern.

- Die Pfarrerin steht häufig unter dem besonderen Druck, dem berufstätige Frauen überhaupt ausgesetzt sind, wenn sie in bisher von Männern ausgeübte Berufe eindringen: Sie sollen besser sein als die Männer, aber sie tun gut daran, es die Männer nicht spüren zu lassen.

- Angesichts der noch immer steigenden Zahl von Bewerbungen um eine Pfarrstelle sollten Kirchenleitungen und Gemeinden bemüht sein, nach Möglichkeit das Prinzip der Gleichberechtigung zu wahren. Eine mögliche Lösung ist auch die Wahrnehmung eingeschränkter Dienstverhältnisse.

Über die genannten Voraussetzungen für das Pfarramt hinaus gilt, daß die *heutige Generation der Pfarrer und Pfarre-*



*rinnen* in ihrem Weg zum Dienst in der Kirche, im Selbstverständnis des Berufs und in der praktischen Arbeit deutlich von früheren unterschieden ist. Wir gehen auf diese Unterschiede ein, weil sie hier und da zu Konflikten mit den traditionellen Erwartungen in der Gemeinde führen.

– Längst nicht mehr kommen diejenigen, die den Beruf des Pfarrers / der Pfarrerin anstreben, mehrheitlich aus einer kirchlichen Sozialisation. Das mag auch daran liegen, daß es den einst »normalen« Weg über den Kindergottesdienst und die Jugendarbeit in das Theologiestudium häufig nicht mehr gibt. Andere Zugänge, wie z.B. gesellschaftliche und politische Aktionsgruppen oder der Kirchentag, haben mehr Motivationskraft. – Kennzeichnend für die heutige Generation junger Theologen ist das auch anderweitig zu beobachtende Merkmal, daß die Grenze der inneren und äußeren Belastbarkeit schneller erreicht ist als früher. – Für alle, die die höhere Schule durchlaufen haben, gilt, daß sie – gemessen an Standards von früher – weniger »klassisch«, dafür aber mehr naturwissenschaftlich gebildet und politisch weltkundiger sind.

– Auffällig sind die höchst unterschiedlichen Ziele, auf die hin heutzutage Studierende sich persönlich ausrichten: wissenschaftlich gebildeter Theologe, Theologe in ökumenischer und missionarischer Verantwortung, Prediger, Seelsorger, Sozialdiakon, Organisator usf. Demgegenüber ist es ein wichtiges Korrektiv, daß auf den Hochschulen nach wie vor ohne vorschnellen Blick auf die Praxis die »Sache« der Theologie in der Auffächerung der klassischen Disziplinen als Grundlage der Ausbildung getrieben wird. Die Gemeindebezogenheit der Theologie ergibt sich aus ihrer Sachbezogenheit. In kritischer Auseinandersetzung mit dem Votum der Arnoldshainer Konferenz »Was gilt in der Kirche?« hat I. Dalferth mit Recht zwischen einer »wissenschaftlichen Theologie« und einer gleichfalls nötigen »kirchenbezogenen Theologie« unterschieden. Während letztere als kirchliche Lehre konzentriert, Prioritäten setzt, Kontinuität, Kohärenz und Konsens sichern hilft, sorgt erstere für den Kontakt mit »der Welt«, indem sie pointiert, differenziert, vor allem aber den christlichen Wahrheitsanspruch angesichts der »Differenzen und Konflikte zwischen Kirche und Welt« darstellt. Sich beidem auszusetzen ist immer noch die beste Vorbereitung auf den Dienst als Pfarrer. Dabei kön-

nen Studenten und Fakultäten von den sie umgebenden und begleitenden Kirchen erwarten, daß diese deutlich machen, auf welches Ziel hin die Studierenden und die Kandidaten ausgebildet werden sollen.

– Die Praxis des Pfarrberufs heute zeichnet sich durch Erscheinungen aus, die neue Impulse in die Gemeindegarbeit bringen: eine besondere Sensibilität für Schwache und Randgruppen, eine andere Qualität des Zuhörens, ein ausgeprägtes Empfinden für Gerechtigkeit, ein erklärter Wille zur Umsetzung von Theologie in Praxis, ein Verständnis von Ökumene als theologische und praktische Herausforderung (Südafrika!), eine andere Art der Kommunikation und Koalition untereinander – und das alles als positive Antwort auf die Anforderungen aus der Gemeinde und Gesellschaft, die sich verändert haben. Ein verantwortliches und gleichberechtigtes Miteinander von Pfarrern, haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern wird von vielen jungen Theologen und Theologinnen als Ziel im Wandel der Kirche angestrebt und zum Teil auch schon praktiziert.

Die weltanschauliche Pluralität der Gesellschaft bringt es weiterhin mit sich, daß unter den Freunden und Freundinnen der Pfarrfamilie zunehmend solche Personen sind, die der Kirche nicht angehören. Gelegentlich steht auch der Mann der Pfarrerin oder die Frau des Pfarrers der christlichen Gemeinde distanziert bis ablehnend gegenüber. Schließlich ist durch die Demokratisierung und Politisierung des menschlichen Lebens ein zusätzliches Problem für die Pfarrexistenz entstanden. Der demokratische Staat lebt von der kritischen Beteiligung und Mitbestimmung seiner Bürger. Wegen dieser Mitbestimmung tritt auch der Pfarrer häufiger als früher in seiner Eigenschaft als Bürger in der Öffentlichkeit auf. Gerade das öffentliche Eintreten in politischen Fragen läßt es geraten sein, sich des Unterschieds zwischen der Rolle als Pfarrer und als Bürger bewußt zu werden und ihn auch von Mal zu Mal kenntlich zu machen. Letztere Rolle ist ihrerseits noch einmal von dem politischen Auftrag der christlichen Gemeinde bzw. Kirche zu unterscheiden.

All diese neuen Voraussetzungen und Bedingungen machen es unumgänglich, daß der Pfarrer sich bewußt in einen »Raum der Rollendeutung« (Gerhard Wurzbacher) begibt, um seine »theologische Existenz« verantwortlich zu leben. Wie das geschehen könnte, sei am Beispiel des *Umgangs mit Macht und Recht* im Pfarramt konkretisiert:

Der Pfarrer ist, ob er will oder nicht, im Besitz von Einfluß und Macht, durch die er Entscheidungen über Schwerpunkte in der Gemeindegemeinschaft, Einstellungen und Entlassungen von Mitarbeitern, Benutzung von Räumen, aber auch über Geld usw. beeinflussen kann. Solche Macht erwächst ihm aufgrund seiner Ausbildung, seines Informationsvorsprungs und nicht zuletzt aufgrund des Ansehens, das sein Amt nach wie vor bei vielen Menschen genießt. Dieser Machtbesitz gehört zu den verfassungsmäßigen Voraussetzungen des Pfarrberufs, kann aber auch zur Versuchung werden. Der Umgang mit der Macht geschieht oft unreflektiert. In bester Absicht wird sie eingesetzt, bis man erstaunt entdeckt, daß die eigene als gut erkannte Zielsetzung von anderen nicht geteilt wird oder dem, was Recht ist in der Kirche, widerspricht. Indem der Pfarrer Informationen rechtzeitig weitergibt, andere an Entscheidungen beteiligt, sich selbst an den Bekenntnissen und Ordnungen der Kirche kontrolliert und darüber hinaus bewußt Machtverzicht übt (Delegation), liefert er eine Probe aufs Exempel, wie ernst ihm Gemeindeerneuerung im Geiste Christi, im Geist vielfältiger Charismen und gleichberechtigter Partnerschaft ist (vgl. Phil 2,1ff).

### 3.2

#### *Die theologische Existenz des Pfarrers / der Pfarrerin als geistliche Konzentration*

Die geschilderten heutigen Voraussetzungen der Existenz des Pfarrers sind andere als vor 150 oder vor 60 Jahren. Aber es wäre falsch, deshalb zu meinen, sie erschweren ihm die geistlich-theologische Existenz mehr als damals. Das geist-

liche Leben des Pfarrers etwa in der Uckermark vor 150 Jahren zwischen Landarbeitern, Bauern und dem Gutsbesitzer oder in einer Großstadtgemeinde der 20er Jahre unseres Jahrhunderts war weder leichter noch schwerer noch so grundsätzlich anders als heute. Ein Blick in Carl Büchsels »Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen« (1861ff) oder Gerhard Jacobis »Tagebuch eines Großstadtpfarrers« (1929) zeigt das unabweislich. Schwierig ist die theologische Existenz zu allen Zeiten. Denn ihre jeweiligen Voraussetzungen bedeuten immer auch Versuchungen. Weil Christen sich nicht der Welt gleichstellen wollen, muß ihre theologische Existenz immer neu gesucht, gestaltet, ja erarbeitet sein. Dabei *blicken* sie *getrost auf die Schwierigkeiten*, denn sie schöpfen aus der »Quelle des Lebens« (Ps 36,10). Wie sich das für den Pfarrer gestalten sollte, sei im folgenden angedeutet.

### 3.2.1

Das Hören auf Gottes Wort und Hingehen zu den Menschen

Einen Beruf ausüben heißt arbeiten. Dabei geht es in jedem Beruf um eine jeweils besondere Arbeit. Doch zunächst einmal gelten auch für die theologische Existenz des Pfarrers die Charakteristika jeder ordentlichen menschlichen Arbeit.

Karl Barth schildert 1957 in seiner Kirchlichen Dogmatik, er »habe einmal unmittelbar hintereinander folgende zwei Erlebnisse gehabt: an einem Samstagabend das Erlebnis einer in allen Teilen vollkommenen, das heißt in jeder einzelnen Nummer, soweit ich sehen und verstehen konnte, werkgerecht durchgearbeiteten Varietévorstellung – am Sonntagmorgen darauf das Erlebnis einer über die Maßen miserablen Predigt, eines richtigen theologischen Pfuscherwerkes«. Barth fragt dazu, ob nicht »das Rechte, das von Gott Gebotene, jedenfalls in dieser formalen Hinsicht an der Stätte des sehr weltlichen Vergnügens gesche-

hen, an der Stätte der Verkündigung und Andacht aber *nicht* geschehen sei« (Kirchliche Dogmatik III/4, S. 606f).

Theologische Existenz muß, wenn sie Berufsausübung im Sinne menschlicher Arbeit sein soll, durch *Sachlichkeit*, Einsatz und Fleiß ausgezeichnet sein. Aber daran braucht man wohl die meisten Pfarrer nicht zu erinnern. Eher bedürfen sie vielleicht der Erinnerung daran, daß ihre Arbeit nur im Füreinander und Miteinander menschlich ist, nur als *partnerschaftliches* und *begrenzt*es Tun. Pfarrkonvente und Mitarbeiterbesprechungen nicht ernst zu nehmen widerspricht dem Arbeitscharakter theologischer Existenz ebensowohl wie jener Eifer oder auch jener Schlendrian, der keine Grenzen zur Ruhe und Entspannung mehr kennt. In alledem liegt der »Schaden Josephs« (Am 6,6), der Schaden der Kirche und also die Notwendigkeit von Erneuerung jedoch noch nicht. Pfarrer arbeiten im allgemeinen recht viel. Es geht vielmehr um das *Spezifische*, Zweckbestimmte, ja um das »Beschränkte« ihrer Arbeit. Auf diesem Feld mangelt es oft an Einsicht, nicht nur des Pfarrers selbst, sondern auch der Gemeinde.

Dazu noch einmal Karl Barth. Er schreibt: In dieser »Frage der Bescheidung« liegt »eine besondere Gefahr des Lebens im Pfarrerberuf« . . . Der Pfarrer darf »auch in der kleinsten Dorfgemeinde nun gerade nicht Zentralmonade, nicht der alles und jedes überblickende, zu jeder Kritik und jeder Initiative befähigte und legitimierte Dorfweise, le devin du village, sein wollen . . . : auch nicht unter Berufung auf die Souveränität Jesu Christi über alle Lebensbezirke, und auf »das kirchliche Wächteramt«, auch nicht unter Geltendmachung der Universalität des Reiches Gottes. Der Pfarrer verkündige dieses Reich, aber wirklich als das Reich Gottes! Er halte also ja nicht sich selbst für den Mann, der mit seinen Erkenntnissen und Intuitionen Himmel und Erde neu zu machen berufen und in der Lage ist. Sonst hapert es bei ihm wahrscheinlich an der Genauigkeit seiner Predigtvorbereitung, an der Aufrechterhaltung der Disziplin im Konfirmandenunterricht, an den

nun einmal nötigen Hausbesuchen und vielleicht sogar an der Pünktlichkeit seiner Bücher und Kassenführung! Und er wundere sich dann nicht, gerade weil er überall das erste und letzte Wort führen will, gerade als der universale Rechthaber, als der er sich gibt, von niemandem ganz ernst genommen zu werden« (Kirchliche Dogmatik III/4, S. 738).

Auch in den *Lima-Texten* wird diese Konzentration betont. So heißt es z.B. vom ordinierten Amt: »Um ihre Sendung zu erfüllen, braucht die Kirche Personen, die öffentlich und ständig dafür verantwortlich sind, auf ihre fundamentale Abhängigkeit von Jesus Christus hinzuweisen, und die dadurch innerhalb der vielfältigen Gaben einen Bezugspunkt ihrer Einheit darstellen« (Amt, 8). Dieses Besondere wird auch in der Vielfalt der Aufgaben zu bewähren sein, wie sie im folgenden beschrieben wird: »Die hauptsächliche Verantwortung des ordinierten Amtes besteht darin, den Leib Christi zu sammeln und aufzuerbauen durch die Verkündigung und Unterweisung des Wortes Gottes, durch die Feier der Sakramente und durch die Leitung des Lebens der Gemeinschaft in ihrem Gottesdienst, in ihrer Sendung und in ihrem fürsorgenden Dienst« (Amt, 13).

Nicht in der Allzuständigkeit oder Ausdehnung, sondern in dieser weisen Selbstbeschränkung und Konzentration liegt *ein Grunderfordernis* der evangelischen Erneuerung der Pfarrerschaft. Solche Beschränkung meint nicht so sehr die Aufgabenverteilung in der Gemeinde etwa per Dienst-anweisung. Sie betrifft vor allem die Art der Wahrnehmung des Dienstes, *das Auswählenkönnen*, die Fähigkeit, geistlich begründete Prioritäten zu setzen. Wir setzen solch eine Priorität, wenn wir sagen: Pfarrer sein bedeutet vor allem *hören* auf Gottes Wort und *hingehen* zu den Menschen (vgl. die Sequenz in Röm 10,10-17 mit Mt 28,18-20 und Joh 15,16)! Ersteres konkretisiert sich in der theologischen Arbeit des Studierens und »Meditierens«, das zweite im Besuchen und Unterwegssein, vor allem im Hausbesuch, und im Reden. Dazwischen ist der Ort des Gebets. Doch zunächst etwas zum Studieren und Meditieren.

Es gibt unterschiedliche Hinweise auf das, was zuvörderst

zu meditieren sei und die theologische Existenz des Pfarrers elementar zu bestimmen habe. Der Scholastiker Hugo von St. Viktor nennt drei Weisen der Meditation (*genera meditationum*), die der Schöpfung, die der Heiligen Schrift und die der Sitten (*unum in creaturis, unum in scripturis, unum in moribus* – *De meditatione*, Vorrede). Bekannt ist auch die traditionelle Trias: Gebet (*oratio*), Betrachtung (*meditatio scripturae*) und Anfechtung, Erfahrung (*tentatio, experientia*), die den Theologen machen. Luther nennt unter sechs Elementen theologischer Existenz das fleißige Lesen (*sedula lectio*) der Schrift.

Alle diese Theologen stimmen darin überein, daß der *tägliche Umgang mit der Bibel* als der Norm und dem Maß aller Gottes- und Menschenerkenntnis Vorrang hat vor allem anderen und deshalb unerlässlich ist. Dabei sollte die revidierte Luther-Bibel (1984) die Grundlage des intensiven Schriftstudiums bilden, Urtext und Einheitsübersetzung zudem schnell zur Hand sein. Durch die stete Bibellektüre im Zusammenhang mit der Arbeit in der Gemeinde erwächst und formt sich theologische Existenz, wie Luther auf der berühmten Zettelnotiz am Ende seines Lebens resümiert. Luther selbst hat deshalb sein Leben lang einzelne Stücke und ganze Bücher der Bibel immer noch einmal gelesen, studiert und verinnerlicht.

In seiner »Lebensordnung für Geistliche« (ca. 1516; vgl. WA Br 1, S. 396 – 398) schreibt Luther: »Am Abend mußt du auf jeden Fall eine Stelle aus der Heiligen Schrift mit dir ins Bett nehmen, womit du, wiederkäuend wie ein reines Tier, sanft einschlafen magst . . . Und wenn du am Morgen aufstehst, sollst du es wie eine Hinterlassenschaft von gestern vorfinden.« Sollte so etwas unter veränderten Umständen (Gemeindeleben in der modernen Welt statt Kloster) nicht auch heute möglich sein?!

Zur Konsolidierung der Schriftkenntnis hilft es dem Theologen, wenn er neben den Bekenntnisschriften seiner Kir-

che wenigstens eine neuere Dogmatik hinzuzieht. Während die Bekenntnisschriften Rahmen und Sachgehalt kirchlicher Lehre anzeigen, schärft die systematische Theologie das dogmatisch-ethische Problembewußtsein angesichts dessen, was heute in der Welt zum Bekennen des Glaubens und zur christlichen Tat herausfordert und zugleich beides erschwert. In beiden Bereichen sollte der Pfarrer so zu Hause sein, daß er diese Schriften in wichtigen Fragen und Entscheidungen homiletischer, seelsorgerlicher, katechetischer und ethischer Art – zusammen mit der Heiligen Schrift – immer wieder konsultiert. Nicht von Mal zu Mal neue Literatur erwerben mit der Absicht, sie zu lesen, sondern erkanntes Gutes stets von neuem studieren und meditieren – das ist die Grundregel der hörenden, der theologischen Existenz. Die dadurch entstehende theologische und geistliche Gediegenheit und Urteilsfähigkeit kommt dem Pfarrer in allen seinen Tätigkeiten zugute, angefangen von der Seelsorge, über die Predigt bis hin zum Unterricht.

Die wenigen guten Dinge wird man indessen in der Regel nur im *Austausch bewahren* und *vertiefen*. Dazu bedarf es der regelmäßigen Lektüre mindestens einer theologischen Zeitschrift, aber mehr noch des monatlichen Gesprächs der Brüder und Schwestern im Konvent oder in ähnlichen Gemeinschaften (z.B. Gemeindegemeinderat oder Mitarbeiterschaft). Die Gruppe oder die Zeitschrift können auf etwas aufmerksam machen, das dem einzelnen entgeht. Kurze Referate auf dem Konvent, in der Bibelstunde, im Presbyterium oder im Hauskreis helfen dabei, sich das Gelesene anzueignen und es weiterzugeben. Es gibt kein Wachsen in der theologischen Erkenntnis ohne Anwendung und Erprobung des Gelesenen und Erkannten und ohne Auseinandersetzung mit Gegenmeinungen. So könnte z.B. die alte Kunst der Disputation auf Konventen und in Theologenkreisen wiederbelebt werden. Sie dient der theologischen Urteilsfähigkeit. Was seine Ausdrucks- und Sprachfähig-



keit betrifft, so hilft dem Pfarrer natürlich die wiederholte Lektüre eines Romans, der ihm seine Lage verdeutlicht (Tagebuch eines Landpfarrers z.B.), oder die Kenntnis der bildenden Kunst. Auch eine sorgfältige »Betrachtung der Schöpfung« (»meditatio in creaturis«) oder die »Betrachtung menschlicher Verhaltensweisen« (»in moribus«) kann diese Funktion übernehmen. Zu letzteren bildet neben Biographien die eigene Gemeinde immer noch das beste und ertragreichste Beobachtungsfeld (s. auch S. 93 das Stichwort Detail).

Es sei an dieser Stelle auch auf neuere Möglichkeiten der Kompetenzerweiterung im Pfarrberuf durch gruppenweises Lernen und Erkennen aufmerksam gemacht. Dabei wird manchmal auch in Dimensionen des Unbewußten und Verdrängten eingedrungen, um die psychologische Wahrheit des paulinischen Satzes verstehen zu lernen: »Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich« (Röm 7,19). Pfarrerinnen und Pfarrer können z.B. nach der Methode von »Balint«, durch biblisches Rollenspiel, Selbsterfahrungskreise o.ä., entweder berufs begleitend oder im Studienurlaub, zu Einsichten und Erfahrungen gelangen, die ihnen durch Routine und Rollenverhalten verborgen geblieben sind. Die oft gefürchteten »zusätzlichen Termine« können als wesentliche Entlastung erfahren und als eine gute Form des Sich-selbst-Wahrnehmens zwischen dem »Hören« und dem »Hingehen« begriffen werden. Erlebnisberichte aus Pfarrerkreisen bestätigen diese Chancen. – Freilich lauern auch hier Gefahren, etwa die einer Gruppenabhängigkeit. Es gibt Familien, deren Zusammenhalt dadurch bedroht oder gar zerschlagen wurde, daß ein Familienmitglied sozusagen ein zweites Zentrum seines Vertrauens, Sichmitteilens und Sichhingebens gewann.

Pfarrer sein bedeutet, so sagten wir, auf Gottes Wort hören und zu den Menschen *hingehen*. Dabei ist der *Hausbesuch* eine bevorzugte Weise, die »Geh-Struktur« (Mt 28,19) der ganzen christlichen Gemeinde wahrzunehmen. Er hat *zwei Ziele*: die persönliche Zuwendung am Lebensort und die Seelsorge sowie die Einladung zum Gottesdienst. Ne-

benbei kann er eine sehr wichtige Hilfe bei der Vorbereitung des Gottesdienstes, der Predigt wie der Gebete sein.

Martin Fischer, früher Professor für Praktische Theologie in Berlin-West, hat am Tage seines Todes in einer Gruppe von Pfarrern fast testamentarisch gesagt: »Ihr trefft so viele Menschen. Ladet sie doch zum Gottesdienst ein.« Eine alte Weisheit pastoraler Erfahrung lautet: »Die Hände, die der Pfarrer während der Woche drückt, die werden ihm auch am Sonntag an der Kirchentür gereicht.« Diese Regel ist nach wie vor bedenkenswert. Der frühere württembergische Landesbischof Hans von Keler hat im Juli 1986 erklärt, er »halte . . . zehn Hausbesuche pro Woche für notwendig und möglich«, und hat damit für den, der »wesentlich weniger« macht, die Frage verbunden, »ob seine Arbeitseinteilung richtig« sei. Neben Unverständnis ist von Keler auch auf eine (wachsende) Zustimmung gestoßen, nicht nur bei Gemeindegliedern.

Der Hausbesuch des Pfarrers darf nicht planlos verlaufen. Traditionell verankert sind Geburtstagsbesuche bei den über 70jährigen. Das ist eine gute und bewährte Möglichkeit. Warum aber nicht einmal mit den 40- oder 50jährigen anfangen und von diesem Alter an Besuche zu runden Geburtstagen machen? Oder ihnen wenigstens einen handgeschriebenen Gruß zuschicken mit der Frage, ob ein Besuch in den nächsten Tagen erwünscht sei? Natürlich legen sich auch andere Gruppen als Anzusprechende nahe: die Taufeltern ein bis zwei Jahre nach der Taufe ihres Kindes, die neu Zugezogenen, die Konfirmandeneltern usf.

Schließlich sei noch einmal an den umfassenden Ansatz des Projekts »Neu anfangen« in der Nordelbischen Kirche erinnert, das inzwischen auch in anderen Kirchen der EKD durchgeführt wird.

In diesem z.T. ökumenisch realisierten Projekt sollen alle telefonisch erreichbaren Bewohner eines Kirchenkreises, sofern sie es wünschen, besucht werden. Der Besuch wird telefonisch ange-

kündigt und, wenn die Angerufenen Interesse signalisieren, mit der Zusendung eines Büchleins (»Mitten auf dem Weg neu anfangen« bzw. »Zeig uns den Weg. Christen erzählen vom Glauben«) vorbereitet. Die Vorbereitung und Durchführung des Projekts liegt weitgehend in den Händen von Laien. Das Amt für Gemeindedienst der Ev.-luth. Kirche in Nordelbien hilft bei langfristiger Planung durch Beratung der Projektgruppen.

Dieses Beispiel zeigt die Wichtigkeit des *Teams* und der Vorbereitung für die Hausbesuche und daß es dabei nicht nur um das Erscheinen des Pfarrers gehen muß. Hausbesuchskreise können nach geeigneter Vorbereitung diese Aufgabe ebensogut wahrnehmen. Das zeigt u.a. auch die Aktion »Neu anfangen«. Die Tatsache, daß nicht nur der Pfarrer besucht, wird manchen Besuchten zunächst befremden und enttäuschen. Hier dürften Absprachen nötig werden, und man muß mit Umgewöhnungsphasen rechnen. Besuchskreise können indessen unterstreichen, daß es sich um eine Gemeindeaktivität handelt und daß der Gegenbesuch nicht im Pfarrhaus, sondern im Gemeindehaus und im Gottesdienst gemacht werden sollte. So wäre der Hausbesuch durch Mitglieder des Besuchskreises im Ergebnis ein Teil der gegenseitigen Entlastung.

*Methodisch* sollte in jedem Fall nicht nur bei der Auswahl der zu besuchenden Gruppen vorgegangen werden. Der Besuch und das Gespräch selbst bedürfen eines klaren Konzepts. Dazu kann die Vorbereitung mit einem Bibelwort gehören. Denn es genügt nicht, nur eben zu festlichen Anlässen zu den Menschen hinzugehen, ihnen zuzuhören und nett zu plaudern. Besuche machen heißt auch eine geistliche Absicht, eine »gute Nachricht« mitbringen. Natürlich ist es nicht zu bezweifeln, daß allein das Zuhören für nicht wenige Menschen viel bedeutet. Aber der Zuhörende muß auch etwas sagen wollen, und zwar etwas Konkretes. Wie jede Predigt ein konkretes Ziel haben sollte, so auch der Hausbesuch, sei es der Trost durch ein auf das Zuhören folgendes Wort (Geschichte usf.), sei es das Angebot

des Gebets oder anderweitiger Hilfen. Die Einladung zum Gottesdienst sollte dabei nicht fehlen.

Neben diesen *besonderen Zielen* des Hausbesuchs stehen allerdings auch sich jeweils aus der Situation ergebende Chancen: das Vertrautwerden mit der Alltags-, u.U. sogar mit der Arbeitswelt der Gemeindeglieder, was den Besuch in Werkstätten, Läden, Fabriken und Vereinen einschließt; das Angebot von Beratung für Menschen in einer Krise, die Zusage weiterer Besuche oder die Bitte, in einen Kreis einzutreten. Mit jedem Besuch bekundet der Pfarrer aber auch persönliche Verbundenheit mit den übrigen Gemeindegliedern.

Damit Pfarrer und Gemeindeglieder bei ihrem Bemühen um andere Menschen die rechte Nähe finden und als Gegenüber ernst genommen werden können, ist freilich auch Distanz nötig. Distanz heißt nicht kühl sein oder beserwischerisch. Aber einem anderen nahekommen kann man nicht, wenn man sich völlig hingibt, etwa an dessen Schmerz. So wird einer auch nicht des anderen Samariter sein können.

Schließlich kann schon das *Unterwegssein* des Pfarrers in der Gemeinde eine gewisse »missionarische« Bedeutung haben. Viele Pfarrer machen jedenfalls die Erfahrung, daß auf dem Weg in der Gemeinde plötzlich eine »Sprechstunde auf der Straße« stattfindet. Sie tritt häufig an die Stelle der früher stärker besuchten Sprechstunden im Pfarr- oder Gemeindehaus. Gerade im gewachsenen Wohnviertel, im »Kiez«, wie es in Berlin heißt, unter Arbeitern etwa, kommt es dabei aufs geduldige Zuhören- und Palavernkönnen, auf menschliche Offenheit und Schlagfertigkeit, aber auch auf pastorale Geistesgegenwart an (vgl. dazu das Buch von G. Wegner, *Alltägliche Distanz. Zum Verhältnis von Kirche und Arbeitern*, 1987). Wie schnell fast unvermittelt eine geistliche Situation entstehen kann, mag der selbstkritische Bericht eines Pfarrers belegen: Er trifft im »Kiez« auf der Straße einen Konfirmandenvater, den er nie im Gottes-

dienst gesehen hat. Der Mann erzählt ihm von einer bevorstehenden Operation. Zum Schluß sagt der Pfarrer: »Ich halte Ihnen die Daumen.« Darauf der andere: »Von Ihnen, Herr Pfarrer, hätte ich eigentlich etwas anderes erwartet.« Fürbitte – in dieser Erwartung steckt eine breite und tiefe Gemeinsamkeit zwischen der »Kerngemeinde« und den auf Distanz gegangenen Christen.

### 3.2.2

#### Das Beten

Bete und arbeite – heißt die alte Benediktinerregel. Luther hat sie in seiner Auslegung von Psalm 126 in dem Sinne präzisiert, daß der Christ arbeiten solle, als nütze kein Gebet, und umgekehrt so beten solle, als nütze alles Arbeiten nicht. Deshalb gehört für Luther neben der als Arbeit gedachten meditatio die oratio (das Gebet) zu dem, was den Theologen in seiner geistlichen Existenz ausmacht. Müßte das Gebet also nicht gerade im Alltag des Pfarrers das Selbstverständlichste vom Selbstverständlichen sein? Wird nicht in einer Zeit wachsender Profanität und Säkularität das Gebet zu einem der wichtigsten Erkennungsmerkmale aller Christen? Den Christen ist jedenfalls das Beten »ohne Unterlaß« aufgetragen (1Thess 5,17; Lk 18,1ff).

Es gibt keine Statistiken über das Beten des Pfarrers, aber freiwillige Gebetsgemeinschaften dürften eher die Ausnahme sein. Stimmt die Feststellung eines Gastes im Pfarrhaus, der das Tischgebet vermißte: »Ach ja, im Pfarrhaus wird heute ja nicht mehr gebetet«? Gründe für solches Verhalten gibt es genug: Zeitknappheit, beruflicher Überdruß, die familiäre Situation heranwachsender Kinder, das Übermaß der Nöte in der Welt, das Angefochtensein durch die Verborgtheit Gottes!

Immerhin hat schon Paulus festgestellt: »Wir wissen nicht, was wir beten sollen« (Röm 8,26), und selbst Jesu Jünger bedurften des Unterrichts im Gebet: »Herr, lehre uns beten« (Lk 11,1). Damit ist ja nicht nur das Unvermögen zum frei-

en Gebet gemeint, weswegen die Christen im volksgemeinschaftlichen Raum von den »gemeinschaftlich« orientierten Brüdern und Schwestern gelegentlich schief angesehen werden. Lange Wortergüsse und Wiederholungen in Gebetsstunden sind allerdings, gemessen an der Kürze des Vaterunsers, auch kein gutes Vorbild. Sie wären auch nicht im Sinne des Bergpredigers. Nein, das Unvermögen, das Paulus meint, ist geistlicher Natur. Nicht wir sind es, die wissen, worum Gott zu bitten ist, sondern der Geist ist es, der für uns eintritt und so unserer Schwachheit aufhilft (vgl. Röm 8,26). Erst wer das versteht, kann auch – schlecht und recht – beten.

In solchem Wissen kann das Gebet als *SichEinstellen auf Gott* begriffen werden. Der Beter will Gott selbst für seine und der Welt Not und Freude in Anspruch nehmen. Deshalb bedeutet beten auch immer bitten. Deshalb kann das Gebet aber auch zur Klage werden, wenn wir nicht mehr wissen, wie wir »mit Gott dran sind«. Dabei sollen wir unser Herz so ausschütten, daß es mit dem zusammenfließt, was wir von Gott wissen und erfahren und was wir ihm zu danken haben: »Vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat« (Ps 103,2). Natürlich und üblich mag das Vergessen Gottes sein, geistlich aber ist die Selbsterinnerung: »Lobe den Herrn, meine Seele!« Das Lob Gottes – auch unter Tränen – unterscheidet das christliche Beten von jedem reinen Selbstgespräch und jeder bloßen Bedarfsbitte.

Demgegenüber verfängt der Verweis darauf, daß Gott selbst doch allemal besser wisse, was dem Beter und seiner Welt guttut, nicht. Gott will das Gebet (Mt 7,7f). Damit hat er entschieden, daß wir lobend und bittend, klagend und dankend an seiner Weltregierung teilhaben sollen. Das Gebet ist so etwas wie des Christen »Mitbestimmung« an Gottes Weltregierung. Dieser Sachverhalt wirkt sich dann auch auf das gesamte Sein und Tun des Beters aus.

Seit den Tagen der Alten Kirche wird mit Recht behauptet, daß das Gesetz des Betens (*lex orandi*) identisch sei mit

dem Gesetz des Glaubens (*lex credendi*). Diese Zuordnung sollte auf das Gesetz des Handelns hin erweitert werden. Beten und Handeln sind für den Christen nicht alternative Verhaltensweisen. Vielmehr ist jedes rechte Gebet in seinen Konkretionen auch so etwas wie eine Anweisung zum Handeln. Wer betet, lernt zu unterscheiden zwischen dem, was die Welt von Gott bekommen hat und erwarten darf, und dem, was die Menschen um Gottes willen werden tun müssen und können.

Als Tun, das den Christen geboten ist, bedarf das Gebet sowohl einer *Ordnung* als auch der Spontaneität und *Freiheit* in Form und Wortwahl. Ordnung kann durch feste Zeiten des Gebets gewährleistet werden, auch durch den Gebrauch vorformulierter Gebete. Das Glockenläuten wurde von jeher als Ruf zum Gebet verstanden. Heute praktizieren viele Christen das Mittagsgebet als Gebet für den Frieden. In Baden ist der Brauch verbreitet, daß die Pfarrer beim Samstagabendläuten füreinander im Vorblick auf den Sonntagsgottesdienst beten. Neben der Struktur des Tages gibt es also genügend Ordnungshilfen als Erinnerungen an das Gebet. *Freiheit* zeigt sich im Wechsel zwischen freiem und überliefertem bzw. gelesenen Gebet.

Unter den Gebetsbüchern für weitere Kreise und speziell für Pfarrer und das Pfarrhaus sind nach wie vor zu empfehlen: M. Quoist, Herr, da bin ich (GTB 1052), 1982; M. A. Thomas, Fülle mein Herz, 1977; H. Osterhuis, Ganz nah ist dein Wort, 1967, und: Weiter sehen, als wir sind, 1973; Kleines Evangelisches Gebetsbuch (Furche Bücherei 159), 1968; Jean Pomeyrol, Gebete für mein Dorf, 1961; Evangelisches Pastorale, herausgegeben von der LLK, 1981; Heute mit Luther beten, herausgegeben von F. Schulz (GTB 272), 1978; Evangelisches Tagzeitenbuch (Michaelsbruderschaft), 1967; M. Seitz, F. Thiele, Wir beten. Gebete für Menschen von heute, 1967. – In den Umgang mit dem Gebet führt trefflich ein Chr. Zippert, Leben mit Gebeten. Erfahrungen und Anregungen (GTB 266), 1978. Zur ökumenischen Sammlung von Gebetsanliegen: Für Gottes Volk auf Erden. Ökumenischer Fürbittkalender in Zusammenar-

beit mit den Arbeitsgemeinschaften christlicher Kirchen in der DDR und BRD vom ÖRK, 1979 (erscheint demnächst in überarbeiteter Form).

Der Hinweis auf das Gebet führt zur Frage der *Hausandacht*, in welcher das Hören, das Beten und das Singen im Pfarrhaus einst gemeinsam gepflegt wurden, das aber in der alten, häufig sehr starren Form weithin abhanden gekommen ist.

Zum Thema »verlorene Hausandachten« gibt Claus-Jürgen Röpke im Gespräch mit seiner Frau über »Probleme und Perspektiven« des Pfarrhauses und der Pfarrehe zu bedenken: Wir haben »andere Formen . . . , um die geistliche Gemeinschaft, in der wir stehen, zum Ausdruck zu bringen: Wenn wir den Kindern anhand der Bilderwelt barocker Kirchen die biblische Geschichte erzählen oder jetzt mit ihnen über Umweltschutz, Konfirmation und das Sterben des Großvaters diskutieren. Wenn wir im Auto Choräle und Spirituals singen. Wenn wir den Gang des Kirchenjahres mitfeiern. Und wenn wir beide versuchen, alle unsere neuen persönlichen Erfahrungen und Enttäuschungen in unsere Ehe zu integrieren. Dies alles sind doch elementare geistliche Vorgänge.« Das ist ganz bestimmt richtig. Aber in der Hausandacht ging es natürlich um Konstanten, um jene wiederholende Einübung, die aus Zufälligem feste Handlungen macht! Deshalb gehört die Feststellung von Heide Röpke mit den Beispielen ihres Mannes zusammen: »Die eigentliche Konstante in unserem geistlichen Leben ist der gemeinsame Besuch des Gottesdienstes« (Haus in der Zeit. Das evangelische Pfarrhaus heute. Herausgegeben von R. Riess, 1979, S. 191).

Wer gemeinsam betet, ist – wenigstens grundsätzlich – auf seine Sünden und Fehler sowie auf Gnade und Vergebung ansprechbar. Und das ist sehr viel. Im übrigen darf sich niemand leichtfertig vom biblischen Gebot zum Beten und Hören dispensieren. Der Hinweis auf psychischen Terror durch aufgezwungenes Beten in manchen älteren Pfarrhäusern reicht ebensowenig aus für ein Unterlassen wie die



Gefahr der Entleerung durch das ewig gleiche Ritual. Desgleichen sticht der Hinweis nicht, daß zunehmend auch Nichtchristen am Tisch im Pfarrhaus sitzen, die man nicht nötigen möchte. Die Toleranz könnte ja auch einmal von dem Gast geübt werden. Das alles schließt vorübergehenden Verzicht auf das gemeinsame Tischgebet der Familie in Zeiten der Ablehnung und des Protestes von seiten der heranwachsenden Kinder nicht aus. Dann bleibt immer noch das stille individuelle Fürbittgebet des Pfarrers. Auch hilft in vielen Fällen eine persönliche Erklärung des Beters, warum er betet. Vor allem aber spricht es Jugendliche an, wenn das »Beten« und das »Tun des Gerechten« (Dietrich Bonhoeffer) beim Beter nicht auseinanderfallen. Beides muß der Beter den Mitbetenden und Zuhörern von Zeit zu Zeit deutlich machen: die eigene Angewiesenheit auf den, dem er nicht genug danken und den er deshalb bitten kann, und die Konsequenzen des Gebets im eigenen Leben. Wie sehr das Tun des Gerechten seinerseits auf das Gebet angewiesen ist, zeigt Jochen Kleppers Satz: »Die Hände, die zum Beten ruh'n, die macht er stark zur Tat. Und was der Beter Hände tun, geschieht nach seinem Rat« (EKG 351, 11).

Zum Schluß ein *wichtiger Zusatz*. Die vorangegangenen Überlegungen sind Ratschläge, keine Rezepte. Sie erinnern an Elementarstes der christlichen Frömmigkeit und gelten gerade deshalb nicht nur den Pfarrern. Die mit ihnen verbundene Erwartung der Erneuerung zielt nicht nur auf eine Ordnung oder quantitative Vermehrung des täglichen Betens. Das Lippengebet muß vielmehr aus einer Grundhaltung des Offenseins für den dreieinigen Gott inmitten seiner gefallenen und versöhnten Kreatur hervorquellen. Solche Grundhaltung ist ohne das Hören auf Gott und das Tun seines Willens nicht denkbar.

### 3.2.3

#### Das Reden

Luther hat die Kirche ein »Mundhaus« genannt. Entspre-

chend ist der Pfarrberuf weithin ein *Redeberuf*. Seine wesentlichen Momente sind »Sprachereignisse«. Darin liegt seine Chance und seine Gefahr. Um mit den Gefahren anzufangen – sie bestehen nicht darin, daß in diesem Beruf eben *nur* geredet wird, er sich nur in Worten erschöpft, während die Welt doch der Taten bedarf. Der von Karl Marx behauptete Gegensatz von »Interpretation« der Welt und ihrer »Veränderung« existiert so gar nicht. Jede »Veränderung« setzt vielmehr in Worte gefaßte Deutungen voraus. Häufig sind es gerade die Interpretationen, die Welt und Kirche verändert oder zumindest ihre Veränderung eingeleitet haben. Was wäre die Bekennende Kirche ohne die Barmer Theologische Erklärung (1934) gewesen? Wie wäre es nach dem 2. Weltkrieg zur Rückkehr der deutschen Kirchen in die Ökumene gekommen, wenn diese nicht ihr »Stuttgarter Schuldbekennnis« (1945) gesprochen hätten? Welch hohe Bedeutung hatte für die Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland jene EKD-Denkschrift »Vertreibung und Versöhnung« (1965)? – um nur drei herausragende Beispiele aus der neueren Kirchengeschichte für das Gewicht des Wortes zu nennen. Alle diese »Schriften« gingen aus von der Fundamentalerkenntnis: Die Welt *ist* verändert durch Christi Kreuz und Auferstehung, und sie versuchten, diese Veränderung mit ihren Worten für die Not der Gegenwart nachzusprechen und dann zu bestimmten Taten aufzurufen.

Die Abwertung des Wortes durch die Beschwörung der Taten kann der christliche Glaube nicht auf seine Fahnen schreiben. Hingegen hat er der Abwertung des Wortes durch die geplapperten, trost- und vernunftlosen Wörter mit allen Mitteln zu widerstehen. Das hilfreiche Wort der Kirche ist nicht so sehr bedroht durch fehlende Taten als vielmehr durch *zu viele* Wörter und entsprechend verworrene Taten.

Worum es deshalb der Kirche im Großen und dem Pfarrer im Kleinen heute gehen muß, ist die Rückkehr zum *ein-*

*fachen* und *pointiert geistlichen* Wort. Dieses Wort, das als Wort vom Kreuz wohl Ärgernis in der Welt erregt, doch mehr noch Freude an Gott hervorruft, hat Verheißung. Aus solchem Wort kann Gemeinde sich erneuern. Das ist die Chance des Pfarrberufs als Redeberuf heute.

Im *pointiert geistlichen* Wort kommen die besondere Arbeit und das besondere Gebet des Pfarrers zu ihrem vorläufigen Ziel. Denn die *pointierte* Rede ist das »Wort, das uns Mühe macht, weil es etwas zu sagen hat« (Eberhard Jüngel). Das alles gilt nicht nur für die Predigt, sondern für den ganzen sprachlich gestalteten Gottesdienst – und nicht nur dort, sondern auch in der Seelsorge, dem Unterricht, der Andacht und den Kasualansprachen. Gerade in den Amtshandlungen, wo der Pfarrer sich oft als »Religionsdiener« mißbraucht vorkommt, kann geistlich durchgeformtes und zugleich mit dem Leben belegtes Wort aufhorchen und neues Zutrauen zur Verkündigung fassen lassen. Hier schnell fertig mit dem Wort sein ist eine Mißachtung nicht nur der betroffenen Menschen, sondern des in seiner Konzentriertheit lebendigen Wortes Christi.

Wie sehr das geistliche Wort sich in der Regel nicht der spontanen Eingebung, der jähen Inspiration verdankt, vielmehr das Produkt mühseliger Arbeit ist, merkt jeder, der einen Trostbrief zu schreiben hat. Wie schnell fließt da die weltliche Floskel oder religiöse Phrase in die Feder, und wie selten findet unsere Teilnahme neue Gedanken und eigene Worte, die dem anderen, dem Betroffenen, lange nachgehen. Mag es im Bereich der Trauer vielleicht oft wichtiger sein, *daß* geschrieben und miteinander gesprochen (und auch geschwiegen) wird, vom Pfarrer wird aber gerade hier mit Recht das Durchbrechen tödlichen Verstummens erwartet. Sein Nichtreden muß ein durch das Wort gedeutetes Schweigen sein.

Daß die Rede des Pfarrers kein neues und ureigenes Wort im Sinne von erfunden und originär sein muß, ergibt sich aus dem über die Bibellektüre Gesagten. Es ist ein mit der

Bibel und im Hören auf die Gemeinde *gefundenes* Wort. Deshalb ist das geduldige Zuhörenkönnen eine unabdingbare Voraussetzung für das hart erarbeitete Wort. Die folgenden Ratschläge und Regeln setzen dieses Zuhören voraus. Sie wollen helfen, sich in der christlichen Gemeinde um das einfache und lebendige, das aufgetragene und gediegene Wort zu mühen:

1. Es muß ein aus der Bibel und menschlichen Begegnungen (Gemeindebesuche) geborenes Wort sein, das bezeugt, wie die Gnade dem Unheil in den Arm fällt.

Karl Barths bekanntes Bild vom Pfarrer mit der Bibel und der Zeitung in den Händen war nicht einfach positiv gemeint. Man sehe dabei »eigentlich furchtbar wenig von dem organischen Zusammenhang beider Welten«. Das Bild ist deshalb ergänzungsbedürftig. Die Zeitung ist nur insofern relevant für die geistliche Rede, als das dort Geschriebene die Gemeindeglieder bewegt, besser noch: aufgrund biblischer Einsicht bewegen sollte. So wird das Reden des Pfarrers zurückverwiesen auf seine Bibellektüre und die vielfältigen Begegnungen mit den Gemeindegliedern in Kasualgesprächen, Hausbesuchen usw. Die Verarbeitung dieser Erfahrungen erfordert Takt. Deshalb ist der öffentliche Gebrauch solcher Erlebnisse nur durch biblische Deutung erträglich. Biblische Deutung heißt aber nicht, eigene Anschauungen und Erkenntnisse in die Bibel hineinzulesen, sondern die Bibel selbst und diese ganz ausreden zu lassen.

2. Es muß ein Wort sein, das weniger am Momentansensationellen und »Tages-« oder »Parteipolitischen« als vielmehr am Alltäglichen, Ständigen und Normalen der Lebenserfahrung orientiert ist und deshalb den Hörer in der Tiefe treffen kann.

Sicher, manche Hörer mögen das Sensationelle. Es mag ihnen die Ohren jucken (2Tim 4,3). Vom Sensationellen gilt aber, daß es als

Konsumgegenstand ebenso schnell veraltet, wie es kommt. Geistliche Rede aber geht auf das, was bleibt (1Kor 13,13). Wer die Aufmerksamkeit vor allem auf das schnell vergängliche Sensationelle lenkt, bei dem bleibt am Ende allzu leicht die Langeweile, das Produkt eines dem Außergewöhnlichen verpflichteten Lebensgefühls. Die geistliche Rede darf sich auf diesen Teufelskreis nicht einlassen. Sie muß vielmehr ein Auge haben und die Augen schärfen für die feinen Unterschiede im alltäglichen Lebensvollzug und diese, gedeutet durch Gottes Wort, zum Klingen bringen.

Zugleich haben Gemeindemitglieder aber auch ein gutes Gefühl dafür, daß auf den Kanzeln und überhaupt in den Gemeinden in einer Weise politisiert wird, welche die alte Unterscheidung von Kirche und Staat, von politischem und geistlichem Leben zuwenig respektiert. Alfred Grossers Beobachtung, daß in den evangelischen Kirchen Deutschlands vor 50 Jahren zu spät und deshalb heute häufig zu schnell und zuviel politisch geredet werde, trifft einen neuralgischen Punkt der Rede auch vieler Pfarrer. Damit soll nicht der Ausgliederung der politischen Dimension aus dem Auftrag der Kirche das Wort geredet werden. Es soll aber um der Wirksamkeit und gemeinschaftlichen Wahrnehmung des politischen Zeugnisses der Christen willen auf Zurückhaltung, Sparsamkeit und Konsens (konziliarer Prozeß) abgehoben werden.

3. Es muß ein Wort sein, das »Sicherheit im theologischen Metier« erkennen läßt und »detailgesättigt« ist.

Von dem früheren Leiter des West-Berliner Predigerseminars, Gerhard Koch, stammt der Satz: »Wer firm ist in den dogmatischen Grundfragen, der kann eigentlich kein schlechter Prediger werden.« Vielleicht stimmt diese Verallgemeinerung nicht ganz. Aber wie wichtig die dogmatische Kontrolle unserer geistlichen Rede ist, zeigen fast alle neueren Debatten in der Kirche um Friedenssicherung, Schöpfungserhaltung und Förderung von Gerechtigkeit. In diesen Fragen zwischen dem, was Gott getan hat, tut und tun wird, und dem den Menschen aufgetragenen Tun *recht* zu *unterscheiden*, dazu hilft die Dogmatik bzw. Systematische Theologie, und sei es durch das klare dogmatische Gerüst der altprotestanti-

schen Orthodoxie etwa in der Lehre von der Schöpfung und Erhaltung der Welt oder der Rechtfertigungs- und Heilungslehre. Zugleich gilt, daß das Reden im *Detail* anschaulich wird. Im christlichen Glauben wird ja die Einsicht bewahrt: Denkwürdig ist nur, was sich erzählen läßt: die »größte« Geschichte aller Zeiten. Sie aber will wahrgenommen werden im Detail des alltäglichen Lebens. Für die geistliche Rede trifft deshalb auch zu, was Hans-Ulrich Kempfski, ehemaliger Chefreporter der Süddeutschen Zeitung, in einem Interview über die Bedeutung des »Details« für den Journalismus gesagt hat bzw. warum er sich so viele Einzelheiten, wie nur möglich, bei Konferenzen, offiziellen Begegnungen, Empfängen usf. notiert: »Durch das Fernsehen hat der Leser Blut geleckt, jetzt will er mehr. Und der Journalist kann ihm mehr geben als der Bildschirm. Das Auge ist einfach schneller als die Kamera. Der Leser will jedoch nicht die knappe Information, sondern ein Schmunzeln, ein Aha-Erlebnis. Diese Lesefreude wird durch kurze Geschichten nicht befriedigt. Das ist die Chance des Features. Hier wird erzählt. Und dafür sind Details wichtig. Sie können symptomatisch sein, mehr verraten, als offizielle Reden sagen, sie können die Stimmung, die Atmosphäre deutlich machen« (nach »Die Zeit« Nr. 9, 10.2.87, S. 83).

Diese Liebe zum Detail sollte auch den Pfarrer bei der Bibellektüre und beim Hausbesuch bestimmen. Es geht um Details der gesprochenen Sprache, des Gefühls, des Verstummens in Trauer und Schmerz, der Urteile über Gott, Mensch und Welt, der gelebten Nachbarschaft usf. Ein Notiz- oder auch Tagebuch kann beim Festhalten des Details sehr hilfreich sein.

4. Es muß ein bedachtsam und sorgfältig erarbeitetes Wort sein, mit dessen Vorbereitung man nicht früh genug anfangen kann.

Es gibt große Stegreifredner auch in der Kirche. Aber das ist nicht die Regel. Von dem Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker weiß man, daß z.B. die ersten Entwürfe zu seiner berühmten Rede am 8. Mai 1985 fast ein Jahr davor entstanden. Warum sollte eine ähnliche Vorausplanung in der Gemeinde nicht auch möglich sein? Der Rat erfahrener Prediger, mit der Predigtvorbereitung

durch Lektüre des Textes schon eine Woche im voraus zu beginnen, entspricht jedenfalls der Bedeutung dieser Rede (vgl. D. Bonhoeffer, der rät, »spätestens am Dienstag anzufangen«). Wenn Bonhoeffer sagt: »Zwölf Stunden Arbeit an der Predigt ist ein gutes Maß«, so trifft er wohl kaum die Möglichkeiten der Praxis, aber doch die Tatsache, daß die Arbeit am geistlichen Wort schwer ist und nur langsam vorankommt. Zu dieser Arbeit gehört ja die Klarheit des Gedankengangs und die formale Gestaltung des Ganzen. Was den Ersatz von fehlenden Gedanken bzw. mangelnden Inhalten durch Worte anlangt, so denke man nicht nur an Faust I («eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein»), sondern beachte auch folgenden Passus aus Carl Büchsels »Erinnerungen«: »Worte machen lernt man wohl, aber die Gedanken fehlen. Und dann wird die Predigt ein breites, ermüdendes Gewäsch . . . Der Kreis der Gedanken wird (zum Schluß) immer enger und zuletzt unnatürlich und maniert. Die Stimme soll ersetzen, was an Gedanken fehlt. Der Prediger hat das Gefühl, daß er etwas Ergreifendes und Erhebendes sagen müsse, und geht mit der Stimme voran, aber das Ergreifende und Erhebende bleibt aus« (S. 35).

5. Es sollte keine vorgelesene »Schreibe«, sondern mündliche, die Augen des Hörers suchende »Rede« sein.

Das schließt nicht aus, daß man in der geistlichen Rede von Gelesenem und von vorformulierten Texten auch anderer Autoren Gebrauch macht. Ähnliches haben die neutestamentlichen Schriften in den Haustafeln oder Wundergeschichten auch getan. Aber die vorgefertigten Texte und fremden Gedanken sollten so zum eigenen und persönlichen Wort werden, daß man sie, losgelöst vom Konzept, in freier Rede vorträgt. Geistlich reden ist nicht gleichbedeutend mit originell und geistreich sein. In der Freiheit der Rede wird sich dann die Zuwendung zum Hörer Ausdruck verschaffen. Die Augen des Hörers sind freilich auch noch in einer anderen Weise zu suchen. Denn sachlich kommt es bei der geistlichen Rede ebenso sehr auf das an, was an Inhalten mitgeteilt wird, wie auf das, was die Zuhörer durch die Worte zu »schmecken und (zu) sehen« bekommen (Ps 34,9).

Es gibt sicher noch wichtige andere Ratschläge für das Reden des Pfarrers, das ja eben nicht nur in der Sonntagspredigt stattfindet: Das Anlegen und Benutzen von Sprichwörtersammlungen, die Schulung der eigenen Sprache an der Literatur, der Predigtvorbereitungskreis, das Vorlesen der Predigt vor dem Ehepartner oder einem guten Freund können hilfreich sein. Die Befolgung der hier gegebenen Ratschläge wird indessen nur möglich sein, wenn der Pfarrer in seiner Arbeit so entlastet ist und sich entlasten lassen will, daß er sein Wort wirklich »erarbeiten« kann.

Zum Schluß noch eine *Einschränkung* des Ganzen: Die Predigt und die geistliche Rede sind trotz aller Mühen nicht das Charisma jedes Pfarrers. Dazu sollte man freimütig stehen. Ausgearbeitete Rede ist nicht alles. Es gibt das u.U. beredtere Zeugnis persönlicher Glaubwürdigkeit, ohne die auch gekonnte Rede auf Dauer verpufft. Andere haben ihre Begabung im Besuchemachen, im Zuhören und in der Seelsorge. Diese Unterschiedlichkeit bedarf keiner weiteren Erörterung. Das Miteinander in der Gemeinde gibt häufig die Möglichkeit, verschiedene Akzente und Schwerpunkte zu setzen. Aber auch in allen Bereichen, die mit weniger Worten auskommen, geht es darum, daß jemand etwas *zu sagen* hat. Der Christ ist und bleibt Zeuge, Zeuge des Reiches, das nicht von, wenn gleich in dieser Welt und für sie ist. Um dieses Auftrags willen bedarf er der Kunst theologischen Unterscheidens und Redens. Diese Kunstfertigkeit ist, auch bei wenigen Worten, unentbehrlich – um Christi willen.

*Für alle geistliche Rede gilt*, was Christian Stock schon 1741 vom Prediger gesagt hat: Er ist »gleich einem Fuhrmann, welcher nicht nur den Weg an Ort und Stelle weiset, sondern auch selbst mitfährt. Gleich einem Licht, welches andere nicht anzündet, wo es nicht selbst brennt. Gleich einem Hahn, welcher, wenn er mit seinem Krähen andere will munter machen, sich selbst vorher mit Zu-



sammenschlagen der Flügel munter macht« (Homiletisches Reallexikon, 1741).

### 3.3

#### *Die geistliche Existenz des Pfarrers/der Pfarrerin zwischen Gemeinde und Familie*

Das Herz der Kirche schlägt in der Gemeinde. Dieser Grundsatz, von dem unser Votum ausging, berührt neben vielem anderen eine besonders empfindliche und konfliktträchtige Zone der Überlegungen zur Orientierung der Pfarrerschaft. Sie wird mit den Stichworten »Gemeinde« und »Familie«, »Beruf« und »Freizeit«, »Pfarrhaus« und »Privatwohnung« usf. angezeigt. Wie sind, wenn doch der Gemeinde gegenüber der Familie nach neutestamentlichem Zeugnis eine relative Priorität im Leben jedes Christen zukommt, diese notwendigen und fundamentalen Lebensbereiche im Pfarrberuf einander zuzuordnen?

Vom unmittelbaren Lebensgefühl her würde wohl jeder sagen: »Meine Familie rangiert an erster Stelle«. Und der faktische Lebensvollzug auch vieler Christen entspricht dem weithin: 78 % aller Bundesbürger bezeichnen die eigene Familie und Kinder als den für sie wichtigsten Lebensbereich. Nur 26 % sehen in Religion und Kirche für sie sehr wichtige Lebensinhalte. In diesem statistischen Unterschied spiegelt sich deutlich genug der Vorrang der Familie. Zugleich wird das Verhältnis von Familie, Beruf und Gemeinde in der Existenz jedes Christen als *Problem* deutlich.

Für den *Pfarrer* stellen sich die Fragen zugespitzt: Wie verhält sich die ehrenamtliche Tätigkeit der Gemeindeglieder in ihrer *Freizeit* zu dem Anspruch des Pfarrers, in *seiner* Freizeit einmal ganz frei von der Gemeinde sein zu dürfen? Wie lassen sich im Pfarrhaus Beruf und Freizeit vernünftig voneinander trennen und erfreulich aufeinander beziehen? Woher kommt es, daß die Pfarrehepaare nach einer Unter-

suchung von Landesbischof Johannes Hanselmann durchweg nach 5, 10 und 20 Ehejahren vor allem über zuwenig Freizeit bzw. Freiheit im Gemeindepfarramt klagen (vgl. Die Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses heute, in: Haus in der Zeit, S. 271), wenn doch zugleich andere Menschen von der unvergleichlichen Freiheit des Pfarrberufs reden?

Bei der Beantwortung solcher und ähnlicher Fragen muß vor Idealisierungen und Gesetzlichkeiten ebenso gewarnt werden wie vor dem Sichabfinden mit den jeweiligen Realitäten. Man hat den Pfarrer gelegentlich scherzhaft einen »Bigamisten« genannt, weil er mit seiner Gemeinde *und* seiner Frau (Familie) verheiratet sei. Diese Bezeichnung signalisiert noch einmal das Problem. Aber weder die »gesetzliche« Forderung etwa des Zölibats noch die Arbeitsstunden zählende Trennung von Pfarrberuf und Familienfreizeit lösen dieses Problem der »Bigamie«. Der Hinweis auf das Zölibat kann indessen an die *relative Priorität* der Gemeinde im Beruf des Pfarrers erinnern, während das Arbeitsstundenzählen den Faktor *Zeitökonomie* thematisiert.

An jene relative Priorität muß immer wieder von neuem erinnert werden. Sie ist weder selbstverständlich noch leicht mit dem Recht der Familie in der Balance zu halten. Vielleicht kann man – etwas generalisierend – sagen, daß unter jüngeren Theologen und Theologinnen für das Recht der Pfarrfamilie eine größere Sensibilität vorhanden ist als früher, während die Pfarrgeneration der Väter bzw. Mütter stärker den Gesichtspunkt der Vorordnung der Gemeinde vor der Familie im Auge hatte und dabei nicht selten die familiären Belange hintanstellte. Das rechte Maß ist keinem angeboren. Die *Balance* will *gesucht* und *gefunden* werden.

Heije Faber hat in seinem Beitrag »Das Pfarrhaus – Standhalten oder Flüchten?« die zu suchende Mitte an zwei Extremen deutlich

gemacht. Ihm sei von einem englischen Bischof erzählt worden, der gesagt haben soll, »daß er das Bridgespiel auf den Morgen verlegt hätte, damit er die Nachmittage freihaben würde, um Golf zu spielen«. Er, Faber, habe bei dieser Erzählung an Bischof Otto Dibelius mit seinem Wort »Ein Christ ist immer im Dienst« gedacht. Für den einen sei »das Leben ein Spielen«, der andere könne »bei Leben nur an den Dienst denken«. Beide »Aspekte« seien »für den Pastor wesentlich, aber zusammen, der eine nicht ohne den anderen« (Deutsches Pfarrerblatt 1981, S. 478f). Diese beiden Aspekte decken sich nicht mit dem Fragenkreis Gemeinde und Familie, Beruf und Freizeit usf. Aber jemand, der das Spielen und das Dienen zusammenzuhalten vermag, wird auch die gesuchte Balance leichter finden.

*Als Hilfe für das Ausbalancieren des Lebens zwischen Gemeinde und Familie könnten folgende Gesichtspunkte dienen.*

– Mit der *verantwortlichen Wahrnehmung des Berufs* ist für den Pfarrer ein gehöriges Arbeitspensum verbunden. Allein schon in solcher Verantwortlichkeit spiegelt sich der relative Vorrang der Gemeinde. Zur Verantwortlichkeit gehört aber auch die Zeiteinteilung. Wohlüberlegter Umgang mit der Zeit, d.h. vor allem früh anfangen (möglicherweise schon um 7.30 Uhr mit der Geschäftsführung beginnen, Zeiteinteilung, Zeitvorgaben in Sitzungen, Gesprächen, in der Seelsorge), läßt Zeit gewinnen.

– Zu der verantwortlichen Wahrnehmung des Pfarrberufs gehört weiter die Erkenntnis, daß die Berufsausübung *nicht* als *Hintansetzung der Familie* geschehen darf. Mk 3,31-35 setzt weder das 4. noch das 6. Gebot außer Kraft. Jesus hat überdies mit der Verurteilung der sog. Korbanpraxis (vgl. Mk 7,10ff) darauf hingewiesen, daß der Familie nicht zugunsten Gottes und der Gemeinde der Raum zu leben zerstört werden darf.

– Das *Pfarrhaus* ist ein Mittelding zwischen Privatwohnung und Begegnungsstätte. Als Ort, wo Christen wohnen, wird es immer wieder offenes Haus, ja Zufluchtsort und Asylstätte. Diese Offenheit ist der sichtbare Ausdruck eines Daseins für andere. Aus diesem Grund schärfen die Pfarrerdienstgesetze die Residenzpflicht ein. Dennoch hat die Pfarrfamilie auch im Pfarrhaus

ein Recht auf Wahrung der Privatheit. Es muß daher Zeiten geben, in denen Vorsprachen und Anrufe unterbleiben, nicht nur während der üblichen Mahlzeiten. Auch muß die Pfarrfamilie Räume besitzen, die ihr allein gehören und die von der Gemeinde nicht selbstverständlich betreten werden. Mit freundlicher Klarstellung läßt sich solche Grenzziehung auch erreichen. Die Offenheit des Pfarrhauses ist auch nicht Verpflichtung zu Freundschaft mit jedermann oder Anspruch auf solche Freundschaft von seiten der Gemeinde. Im Gegenteil: Neben der Offenheit für jedermann in der Not muß die Möglichkeit der besonderen Freundschaft mit dieser oder jener Person gewahrt bleiben. Pfarrfamilien brauchen ebenso Freunde, wie sie Seelsorger brauchen.

– In diesem ganzen Bereich spielen *individuelle Fähigkeiten und Charismen*, aber auch Gewohnheiten und zeitlich variierende Faktoren eine gewichtige Rolle. Ein von Natur aus geselliges Pfarrehepaar wird ein offeneres Pfarrhaus haben als eines, das sich mit Kontakten schwertut. Wer seinen Schwerpunkt in der Jugend- bzw. Konfirmandenarbeit gesetzt hat, muß in der Regel mit mehr unerwartetem Besuch rechnen als der Kollege, der hauptsächlich in der Seniorenarbeit tätig ist und auf Sprechstunden verweisen kann. Was für den einen Belastung ist, macht dem anderen wegen des Charismas, oder weil er die zeitliche Begrenzung kennt, keine Mühe. Dennoch hat auch die Belastbarkeit des Charismas Grenzen, und jeder Pfarrer muß, was die Beanspruchung seines Hauses und seiner Zeit betrifft, Grenzen setzen können: Ehepartner und Familie warten mit Recht ab und zu auf ein Nein gegenüber der Gemeinde zu ihren Gunsten. Freilich, das Umgekehrte muß ebenso praktiziert werden können.

– Die zeitliche Ausdehnung der Arbeitswoche des Pfarrers wird von nicht unerheblichen *Zeitprivilegien* im Tagesablauf wettgemacht: ausgedehnte Pausen, Mittag im eigenen Haus, keine Stechuhr. Die sogenannten Stoßzeiten pfarrerlicher Tätigkeit werden überdies durch lange, ruhigere Perioden abgelöst, die fürs Hören und Meditieren ebenso genutzt werden können wie für die »Entschädigung« der Familie nach harten und sauren Wochen. Aber hier eröffnet sich auch ein weites Feld des Mißbrauchs.

– Zum *geistlichen Leben* des Pfarrers zwischen Gemeinde und Familie ist schon einiges gesagt worden (vgl. z.B. 3.2.2 Das Beten). Die Gemeinde sieht im Pfarrer – zu Recht oder zu Unrecht – ein

*Vorbild* gerade der persönlichen Frömmigkeit. Die Art, wie der Pfarrer mit Menschen spricht, aber auch wie er z.B. seine Mahlzeiten begeht, wie Feste und Geburtstage im Pfarrhaus gefeiert werden oder man sich dort vom Kirchenjahr das geistliche Profil der Zeit geben läßt, diese Art hat eine nicht zu unterschätzende Wirkung auf die Gemeinde. Sie guckt sich manches ab. Was immer der Pfarrer in diesem Bereich tut und läßt, er hat es der Familie und der Gemeinde gegenüber, aber auch vor Gott, dem Gott der Heiligen Schrift, zu verantworten.

– Was die Gemeinde als »Vorbild« erwartet, ist wohl nicht immer gleichzusetzen mit dem, was in der Bibel ein »erneuertes und Gott wohlgefälliges Leben« (vgl. Röm 12,1-2; Hebr 13,16) heißt. Die Erwartung der Gemeinde neigt zum Idealisieren und Moralisieren auf der einen und zum Egalisieren (»der Pfarrer ist doch auch nur ein Mensch«) auf der anderen Seite. Was indessen *Gottes Ansprüche* an des Pfarrers Lebensführung betrifft, so sollte jeder für sich die im politischen Bereich gern zitierte 2. Barmer These für die Bereiche des alltäglichen weltlichen Lebens durchbuchstabieren. In Barmen wurde die Behauptung als falsche Lehre verworfen, wonach »es Bereiche unseres Lebens (gebe), in denen wir nicht Jesus Christus . . . zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften«. Das heißt: keine absolute Eigengesetzlichkeit für die Bereiche des Geldes, des Konsums, der Sexualität, der Ehe usf. Vielmehr *Verantwortung* der Lebensführung vor Jesus Christus, der rechtfertigt *und* heiligt. Konkret bedeutet das: Nicht alles, was mir Lust macht, ist gut. Und: Denke an die Verletzungen des anderen. Handle so, daß du nicht zur Heuchelei gezwungen wirst und als Zeuge Jesu Christi tauglich bleibst. Achte die Gewissen der Schwächeren usf.

Die Existenz des Pfarrers zwischen Gemeinde und Familie erlaubt mancherlei Freiheit und gibt Spielraum für viele Formen des Miteinanders. An einem Punkt jedoch sollte der *Vorrang der Gemeinde* im Leben des Pfarrers kontinuierlich und für jedermann vorbildlich sein, nämlich dort, wo nach einhelligem christlichen Zeugnis Herkunft, Einheit und Zukunft der christlichen Gemeinde ihren sichtba-

ren Ausdruck finden: in der *Feier des Gottesdienstes* am Tag des Herrn. Das gilt im allgemeinen auch dann, wenn der Pfarrer nicht selbst den Gottesdienst hält. Es sollte alles unternommen werden, damit es bei diesem Vorgehen mit dem guten Beispiel bleiben oder wieder zu ihm kommen kann. Über den Zeitpunkt des Gottesdienstes am Wochenende, besonders am Sonntag, muß freilich noch einmal gründlich nachgedacht werden. Die heutige Fixierung auf die 10-Uhr-Zeit ist durch die Kirchengeschichte nicht gedeckt. Es gab schon immer andere zeitliche Angebote am Sonntag, zusätzliche oder die 10-Uhr-Zeit ersetzende.

Soll allerdings der Gottesdienst diese wichtige Funktion wahrnehmen oder wiedergewinnen können, muß er neu entdeckt und muß in vielfältiger Weise an seiner Gestaltung gearbeitet werden. Eine schon bewährte Form ist die gemeinsame Gottesdienstvorbereitung und -durchführung (Pfarrer und Kirchenmusiker, Predigtvorbereitungskreis, Lektorendienste usw.).

Diesen Ansatz sucht die in Gang befindliche Arbeit an der *Erneuerten Agende* (VELKD/EKU) dadurch zu verwirklichen, daß sie den Gemeindegottesdienst als immer neue Gestaltungsaufgabe versteht, ohne die Vertrautheit seiner bewährten Grundstruktur aufzugeben. Charakteristisch für die neue Konzeption ist die vermehrte Einbeziehung von Gemeindegliedern in den liturgischen Dienst und die Ermöglichung offener Gestaltungsformen.

Zur sammelnden Mitte der Gemeinde kann der Gottesdienst nur so werden, daß er als Versammlung derer gestaltet wird, die aus ihrem Alltag heraus nach Gottes Stimme in der biblischen Botschaft fragen und dann aufs neue zum »Gottesdienst im Alltag der Welt« ermutigt und befähigt werden.

Eine wichtige Rolle spielt dabei der gemeinsame Gesang der Versammelten, für den im *künftigen Evangelischen Gesangbuch* die klassischen Kirchenlieder ebenso wie ei-

ne Fülle neuer Lieder und Gesänge zur Verfügung stehen werden.

Ein lebendiger Gottesdienst, in dem die Erneuerung der Gemeinde gefördert und erfahren wird, wird Gebet und Lieder der Gegenwart mit den Glaubenserfahrungen des biblischen Psalters und des Schatzes der Gebete und Lieder der kirchlichen Überlieferung vereinen. Sorgfältig gestaltete Gottesdienste können auch innerhalb unserer Tradition mit der hervorgehobenen Bedeutung des Wortes etwas von jenem Eindruck vermitteln, den nach der Legende vor 1000 Jahren der Gesandte des Kiewer Fürsten Wladimir vom orthodoxen Gottesdienst in der Hagia Sophia an seinen Auftraggeber übermittelte:

»Wir wußten nicht, ob wir uns im Himmel oder auf Erden befänden: Denn auf Erden haben wir so etwas noch nicht erlebt und so wunderbares Geschehen niemals geschaut; . . . mit jenen Menschen dort ist Gott. So etwas Herrliches (wie diesen Gottesdienst) können wir nicht vergessen; denn keiner, der einmal Süßes gekostet hat, will danach noch Bitteres schmecken. So wollen auch wir in Rußland nicht länger mehr anders leben.«

Mit solchen Hinweisen soll freilich nicht der Eindruck vermittelt werden, als ginge es in Sachen Gottesdienst lediglich um die Frage seiner Gestaltung. Zur sammelnden Mitte der Gemeinde wird er nur *im Zusammenhang mit allen anderen Bemühungen um die Gemeindeerneuerung*. Dazu ist es nötig, die Zusammengehörigkeit aller Lebens- und Arbeitsformen einer Gemeinde ins Bewußtsein zu heben und ihre Angewiesenheit auf den Gottesdienst evident werden zu lassen.

## 4

# Die gegenseitige Entlastung aller Mitarbeiter

»Die verschiedenen Ämter in der Kirche« – so heißt es in der 4. These der Barmer Theologischen Erklärung – »begründen keine Herrschaft der einen über die anderen«, sondern ermöglichen »die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes« (a.a.O., S. 37). Was hier von den Ämtern gesagt wird, gilt gleichermaßen von den Charismen und Talenten in der Gemeinde wie von den unterschiedlichen Bildungsgraden und den besonderen Fachkompetenzen ihrer Mitarbeiter, seien es Kirchenälteste (Presbyter), Gemeindegewissensschwester, Pfarrer, Sekretärinnen oder Diakone, seien es Hauswarte, Lektoren oder Sozialarbeiter. Alle zusammen ermöglichen die Ausführung des einen der Gemeinde aufgetragenen Dienstes: »die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk« (6. Barmer These). Gemeinsamkeit und Geschwisterlichkeit sind deshalb die Leitworte des Dienstes der christlichen Gemeinde. Während dieser Sachverhalt 1934 gegenüber der deutschchristlichen Einführung des Führerprinzips in der Kirche in unmißverständlicher Weise festgehalten werden mußte, sollte er heute wegen der starken Parzellierung der Kirche nach innen verdeutlicht und eingeübt werden. Die Parzellen sollen ermutigt werden, sich als Teil eines Ganzen zu verstehen und verantwortlich zu werden für das Teil und das Ganze.

Etwas gemeinschaftlich zu tun bedeutet zunächst, sich die Arbeit aufzuteilen und daraufhin einander zuzuarbeiten. Wo aufgeteilt wird, wird eingegrenzt. Der begrenzte Dienstbereich setzt *Eigeninitiative* und *-verantwortlich-*



keit frei und entlastet zugleich andere. Niemand sollte in der Gemeinde alles tun müssen. Dies gilt trotz des häufig zu hörenden Satzes: »Ich bin Mädchen für alles«. Jeder soll aber das Seine gewissenhaft einbringen. Zur Mitarbeit in der christlichen Gemeinde gehört deshalb die Fähigkeit, auf sich gestellt sein zu können. Denn ohne Eigenverantwortlichkeit gibt es keine gewissenhafte Leistung. Über Gelungenes und *Erfolge* sollen sich *alle gemeinsam* freuen, so wie man umgekehrt Mißerfolge und Krisen gemeinsam trägt. Beide, Erfolg und gemeinsames Ertragen von Rückschlägen und Dürrezeiten, führen dazu, daß die Beteiligten etwas gerne tun. Von Herzen gern soll aber in der Gemeinde gearbeitet werden. Von dem hier angedeuteten Komplex ist im folgenden unter 4.1 des näheren zu handeln. Das Erfreuliche und Entlastende in der Gemeindegarbeit besteht aber nicht nur in der quantitativen Arbeitsteilung und gemeinsamen Freude am Gelingen. Durch die Aufteilung der Arbeit allein entstehen womöglich nur Parzellen, aber es wächst kein organisches Ganzes. Entlastung ist auch ein geistlicher und seelsorgerlicher, ja psychologischer Vorgang. Die Beachtung der für das Miteinander in einer Familie wesentlichen Faktoren des *Verstehens* und *Vertrauens* kann helfen, den seelsorgerlich-psychologischen Vorgang der Entlastung zu begreifen. Die geistliche Grundentlastung besteht indessen darin, daß wir uns um Grund und Ziel der Gemeinde nicht sorgen müssen, wenn wir nur das uns Aufgetragene und Mögliche gewissenhaft tun. Denn die christliche Gemeinde fängt niemals gänzlich von vorn an, noch steht und fällt mit ihr das Reich Gottes. Sie lebt vielmehr von einem schon vollbrachten Werk, das sie wie ein großer Vertrauensvorschuß trägt, auch dort, wo ihre Glieder einander die eigenverantwortliche Zuarbeit, das Verstehen und Vertrauen schuldig bleiben. Die Abschnitte 4.2 und 5 sollen diese Zusammenhänge erläutern. Dazwischen weist 4.3 auf Hilfen der Gesamtkirche hin.

## 4.1

### *Eigeninitiative und Erfolg*

Gemeindearbeit ist undenkbar ohne den Einsatz und die Initiative von einzelnen. Auch in der Gemeinde geht es also um Leistungswillen und Selbstdisziplin. Beides wird nicht möglich sein ohne eine gehörige Portion von *Eigenverantwortlichkeit* jeder einzelnen Mitarbeiterin und jedes einzelnen Mitarbeiters, sei es der Pfarrer, die Pfarrerin, die Kindergärtnerin, der Küster usf., in dem jeder und jedem anvertrauten Bereich. Kein ordentlicher Kindergottesdienst ist möglich ohne die sorgfältige Vorbereitung jedes einzelnen, der dafür verantwortlich ist. Der Wille zu solcher Eigenständigkeit und Eigeninitiative ist Grundvoraussetzung auch des geistig-geistlichen Anspruchs kirchlicher Arbeit. Wo er vorhanden ist, wird man auch wirklich *einander* helfen und zuarbeiten können. Die Betonung der Gruppen- und Teamarbeit darf diese Voraussetzung weder verdecken noch minimalisieren oder gar auslöschen. Unsere Kommunikationsfähigkeit und Vertrauenswürdigkeit in der Gemeinde leben geradezu von der Fähigkeit, eigenverantwortlich etwas zu erarbeiten und durchführen zu können. Solches Vermögen ist Ausweis der Mündigkeit des Christen. Wir müssen darauf achten, daß unter der Parole mündige Gemeinde als Gruppe, Gruppenarbeit usf. diese Form von Mündigkeit nicht verlorenght.

Von guter Arbeit in der Nachfolge Christi auch in dieser Welt schon ein bißchen *Erfolg* sehen zu dürfen, können und wollen wir für uns und andere erbitten; aber wir haben keinen Anspruch darauf. Immer wieder ist es dazu gekommen und wird es dazu kommen, daß wir auf später reife Früchte zunächst fruchtlos erscheinender, redlicher Bemühungen nur hoffen konnten. Ob eine Gemeinde »erfolgreich« ist, kann deshalb nicht einfach als eine Funktion ihrer Kraft zur Selbständigkeit und Teamfähigkeit der Mitarbeiter erwartet oder beurteilt werden. Ohne gehorsamen

Einsatz allerdings wird die Gemeinde keinen »Erfolg« haben. Und »Erfolg« soll die Gemeinde haben. Die paulinische Mission und die Mission überhaupt war und ist immer auch Frucht menschlicher Mühe und Arbeit, Sorge und Anstrengung gewesen (vgl. etwa 2Kor 6,5; 11,27; 1Kor 4,11-13). Und Paulus freut sich über das erfolgreiche »Werk im Glauben« und die andere gewinnende »Arbeit in der Liebe« seiner Gemeinden (1Thess 1,3).

Die Gemeinschaft der Gemeinde bedarf zu ihrer Entlastung auch immer wieder der »Erfolgserlebnisse«. Und die wache Gemeinde bekommt als ganze ebenso Erfolge wie der einzelne Mitarbeiter. Man denke nur an vielfältige Dankesbezeugungen einzelner Christen an die Gemeinde, aber auch an gemeinsam gestaltete Basare und Sommerfeste, an Konfirmationen und Familiengottesdienste, an Kinderbibelwochen, Gemeindefreizeiten und Andachten aus bestimmten Anlässen. Die Gemeinde Jesu soll sich und kann sich daran freuen: Der Mitarbeiter ist auch in dieser Sache des Lohnes, eben der Freude wert. Und solche Entlastung wird zur Ermunterung, es noch einmal und womöglich besser zu machen.

Freilich hat der *Erfolg* in der Gemeinde seine innere Problematik. Nicht nur, daß es im Leben des Christen viele ihm selbst »unbekannte« Erfolge gibt (Mt 25,31-46) und daß dem Glauben das Sich-selbst-Rühmen verwehrt ist. Der Christ muß es zugleich als schmerzlich empfinden, daß z.B. dort, wo die Gemeinde ihre Mitte und Einheit feiert, im Sonntagsgottesdienst, so viele, die doch dazugehören, immer wieder fehlen. Kann und darf er sich mit dem Satz E. Brunners trösten: »Was wirklich aus dem Heiligen Geist, was wirklich im Glauben getan ist, muß erfolgreich sein, auch wenn es, an den natürlichen Erfolgsmaßstäben gemessen, umgekehrt aussieht«? Muß es die Gemeinde nicht irritieren, daß viele Christen sich dort, wo es sozusagen darum geht, Gott um seiner selbst willen zu ehren und nicht nur deshalb, weil ein Kind konfirmiert wird, weil Weihnachten

ist, weil die Sommerfeststimmung so unvergleichlich ist, rar machen?

Wie soll der Christ dieses Mißlingen deuten? Manchmal mag es ihm ein Spiegel der Nachlässigkeit und also ein Ruf an die Arbeit sein. Doch nicht selten aber macht solche »Erfolglosigkeit« in einer Herzensangelegenheit geistlich einsam. Sie ficht an. In solcher Anfechtung wird der Christ ganz auf Gott selbst zurückgeworfen. Er wird sie als eine der Wege erfahren und ertragen müssen, durch die Gott uns seinem Sohn, unserem Bruder, gleichgestaltet (vgl. Röm 8,29 und Gal 4,19). Solcher Belastung ist aber Befreiung, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, verheißen (Röm 8,21). So entlastet Gott.

## 4.2

### *Verstehen und Vertrauen*

Wie gut tut es dem Menschen, wenn ihm jemand glaubhaft versichert: »Ich verstehe Dich«. Von Gott sagt der Chronist: »Der Herr erforscht alle Herzen und versteht« (1Chr 28,9). Solche Gewißheit gibt dem Menschen Selbstsicherheit und Geborgenheit. Doch das Gefühl des Nichtverstandenwerdens ist weit verbreitet unter den Menschen. Auch kirchliche Mitarbeiter leiden darunter. Das hängt nicht zuletzt mit dem hohen Anspruch der »Gemeinschaft der Heiligen« und einer entsprechend hohen Erwartung aller in der Gemeinde Tätigen und Engagierten zusammen. Auch im Alltag der Kirche fühlt man sich häufig eher beurteilt als verstanden. Das Urteil aber legt fest, belastet und isoliert, während Verstehen aufatmen läßt, beflügelt und Gemeinschaft stiftet. Es ist eine Weise gegenseitiger Hilfe. Die Erfahrung scheint jedoch häufig Goethes Einsicht zu bestätigen: »Niemand versteht zur rechten Zeit! Wenn man zur rechten Zeit verstünde, So wäre Wahrheit nah und breit Und wäre lieblich und gelinde«. Diese Sentenz sagt in-

direkt alles, worauf es beim *Verstehen* des anderen ankommt. Alles Verstehen hat seine Zeit. Es muß aber nicht nur zur rechten Zeit dasein, sondern auch ausgesprochen werden. Um die rechte Zeit zu treffen, dazu bedarf es dreierlei: Erstens, daß man achthat aufeinander (vgl. Hebr 10,24), zweitens, daß man auf den anderen eingeht, sich seine Sache zu Herzen gehen läßt (vgl. im Blick auf Gott Mt 15,8 u.ö.), und drittens, daß man sich gegenseitig »anreizt« zur Liebe und zu guten Werken (Hebr 10,24). Ohne solches Gesamtklima der Liebe gibt es kein Verstehen. Und wenn ich mich in den anderen nicht hineinversetze, ihm nicht zuhöre, kann ich ihn auch nicht verstehen. Das Zuhören setzt voraus, daß ich schweigen, den anderen ausreden lassen kann. Nur so kann meine Versicherung »Ich verstehe Dich!« glaubhaft sein.

Dabei wird die Wahrheitsfrage weder vergessen noch verdrängt. Sie muß vielmehr zu ihrem Recht kommen. Verstehen hebt die Eigeninitiative und die selbständige Arbeit nicht auf. Wer einen anderen versteht, weiß vielmehr, ihn zu loben *und* zu kritisieren. Das setzt eine erbrachte Leistung voraus. Der Verstehende lobt das gute Werk. Und *kritische* Wahrheit wird dort, wo man versteht, nicht verletzen und trennen, nicht erniedrigen und vernichten. Der Verständnisvolle sagt – ähnlich wie die Personen in Fontanes Romanen – selbst das Peinliche und Harte der Wahrheit mit einer gewissen Anmut. Auch das ist in der Rede von der »lieblichen« und »gelinden« Wahrheit eingeschlossen. Daß Charis (Gnade) und Charisma (Gabe), diese Grundworte des Neuen Testaments, von ihrer ursprünglichen Bedeutung her etwas mit Anmut, ja Charme zu tun haben, ist im konkreten Gemeindeleben nicht nur neu zu entdecken, sondern stets neu im Miteinander einzuüben und zu praktizieren.

Johann Peter Hebel hat in einem Brief einmal von einem Theologen gesagt, daß er »die schönste aller Hermeneutiken hat und übt, menschliche Schwächen zu verstehen

und menschlich auszulegen«. Zum Verstehen gehört demnach nicht nur das *Rücksichtnehmen*, sondern auch die *Nachsicht*. Unter solchen Bedingungen können in einer Gemeinde »Starke« und »Schwache« miteinander leben, ohne sich zu zerreiben. Die von Paulus in Röm 14 verhandelte Gemeindesituation dürfte nach wie vor das entscheidende Problem des Miteinanders in der Gemeinde Jesu Christi sein – nur daß es heute in der Regel nicht um Glauben und Fragen der vegetarischen und nichtvegetarischen Ernährung geht. Aber es geht heute um Glauben und bestimmte politische, ökologische und soziale Überzeugungen. Da gibt es Unterschiede in der Erkenntnis, im Eifer, in der Beurteilung von Strategien usf. Nur durch ein aus Rücksicht geborenes und Nachsicht übendes gegenseitiges Verstehen kann die christliche Gemeinde sein, was sie ist: Leib dessen, der weiß, was im Menschen ist, und ihn dennoch liebt (Joh 2,25 vgl. mit 13,1). Allwissend und dennoch barmherzig sein – das ist Gottes Weise zu verstehen und zu lieben.

Die Gemeinde ist ein Ganzes aus vielen Teilen oder, mit dem biblischen Bild gesprochen, ein Körper mit vielen Gliedern. Was der menschliche Körper instinktiv tut, wenn er nicht krank ist, muß im Organismus der Gemeinde systematisch erlernt werden: das Zusammenstimmen und -wirken der einzelnen Glieder. Neben dem Verstehen ist das *Vertrauen* dafür unerläßlich. Vertrauen heißt, sich in lebenswichtigen Fragen einem anderen zu überlassen, heißt, sich auf das Wort eines anderen zu verlassen und mit der Einhaltung von Absprachen fest rechnen zu können. Die Fähigkeit dazu fällt nicht vom Himmel. Sie ist in der Regel nur als Frucht eines längeren Zusammenlebens zu haben. Wo Vertrauen eine Gemeinde prägt, ist sie sozusagen vorweg entlastet.

Vertrauen wächst z.B. dort, wo jemand sich von einem anderen verstanden weiß. Beides ist nur möglich, wo eine gewisse Offenheit vorhanden ist bei gleichzeitiger Gewiß-

heit, daß die Offenheit von niemandem mißbraucht wird. Klatsch, schnelles Urteil, Reden hinter dem Rücken sind die Erzfeinde des Vertrauens. Aber gerade sie entstehen auf dem Boden einer Gemeinschaft wie der christlichen Gemeinde wie Pilze im Spätsommer (vgl., was Jak 3,1ff über die Macht der Zunge gesagt hat). Da man diese Untugenden jedoch nicht ausrotten kann, kommt es in der Gemeinde nicht so sehr darauf an, daß die »Starken« die Notwendigkeit der für das vertrauensvolle Miteinander nötigen Tugenden einschärfen und die »Schwachen« immer wieder beschämt werden, sondern darauf, Schaden zu begrenzen, eben »Schwächen . . . menschlich auszulegen«. Luthers Erklärung des 8. Gebotes, wonach wir »Gutes voneinander reden und alles zum besten kehren« sollen, zielt auf eben diesen Sachverhalt. Gemeindefarbeit ohne Humor wird deshalb kaum eine für alle Beteiligten erfreuliche Sache sein. Humor aber ist der relativierende Umgang des Starken mit seinen eigenen Stärken und den Schwächen des Nächsten. Weil der Humor das Kleine aufgewertet und das sich groß Gebende zuschanden werden sieht, ist er mit Milde und Gelassenheit gepaart. Nicht umsonst ist der Humor von vielen Theologen als ein Wesenselement des Glaubens an Gott verstanden worden.

Mit alledem ist nicht gemeint, daß es Vertrauenswürdigkeit und Vertrauen ohne ein hohes Maß von *Selbstdisziplin* geben könnte. Wer Geheimnisse anderer ausplaudert, also seine Zunge nicht im Zaum hält (vgl. Jak 3,1ff), wer gegebene Absprachen nicht einhält, sondern – biblisch geredet – »noch ein wenig schläft« und »die Hände ineinanderschlägt« (vgl. Spr 6,9ff), den wird nicht nur »die Armut über-eilen wie einen Räuber«, sondern auch »der Mangel (an Vertrauenswürdigkeit) wie ein gewappneter Mann« (vgl. Spr 6,11). Der Ernst der Selbstdisziplin erwächst aus der Einsicht, daß ein Ganzes nur lebendig wirken kann, wenn einer dem anderen zuarbeitet. Arbeit als Zuarbeit, Tätigkeit als »Zu-Tat« ist die Eigenart des in der Gemeinde zu voll-

bringenden Werkes. Darin hat auch ein wenig Konkurrenz – im Sinne des Reizens zur Liebe (Hebr 10,34) – ihren Platz, aber das Nebeneinander, Ohneeinander und Gegeneinander sind durch ein grundsätzliches und faktisches Miteinander überholt.

#### 4.3

#### *Die Hilfen der Gesamtkirche – Kirchenleitung, Akademien und Werke, Kirchentage, Ökumene als Beispiele*

Die einzelne Gemeinde kann in vielfältiger Weise durch die Gesamtkirche gefördert werden. Dazu gehören selbstverständlich die Nachbargemeinden, der Kirchenkreis usw. Unter dem Gesichtspunkt von Erneuerung und Aufbau der Gemeinde weisen wir auf folgende übergemeindliche Hilfestellungen hin.

– Die Kirchenleitung (bzw. der Kreissynodalvorstand) kann durch die *Visitation* die geistliche Erneuerung in den Gemeinden unterstützen und begleiten. Eine Visitation nötigt zur Bestandsaufnahme und hilft, neue Zielsetzungen für die Gemeindeglieder zu formulieren. Der Besuch von außen bewirkt dabei oft, daß Gemeinden sich selbst neu sehen und verstehen lernen. Die Visitation kann den Planungsgesprächen für die zukünftige Arbeit eine Fülle von Impulsen, Anregungen und konkreten Tips geben.

– Die *Evangelischen Akademien und Werke* (der Bildung, Mission und der Diakonie usw.) haben vielfältige Angebote der theologischen und pädagogischen, psychologischen und katechetischen Vorbereitung, Begleitung und Vertiefung für Gemeindeglieder, die Schritte zur Erneuerung der Gemeinde unternehmen wollen. Durch diese Institutionen werden auch Ost-West- und Dritte-Welt-Partnerschaften vermittelt, die für das Gemeindeleben wichtige neue Dimensionen erschließen können.

– Die evangelischen *Kirchentage* sind für viele kirchliche Mitarbeiter zur Einübung neuer Formen geistlichen Lebens, aber auch zur Informationsbörse für ihre Gemeindeglieder geworden. Denn



auf den Kirchentagen wird nicht nur miteinander gelebt, gedacht und geredet, sondern zugleich auch miteinander gebetet und gefeiert. Dabei kommen Erfahrungen unserer Gemeinden und solche aus der Ökumene in einem guten Verhältnis zum Zuge. Dies alles zusammen wird für viele zum Anstoß für die Umgestaltung der Gemeinde- und Gruppenarbeit. Für solche Anstöße bietet der Kirchentag zugleich ein breites Forum der Erprobung neuer Wege in der Kirche (Markt der Möglichkeiten usw.).

– Die Hilfe der *Ökumene* für die Erneuerung der christlichen Gemeinde findet auf vielen Ebenen statt. Die Anregungen aus einzelnen Regionen der Weltkirche (Befreiungstheologie, Minjung-Theologie usw.) spielen schon jetzt eine wichtige Rolle für nicht wenige Gemeinden. Der basisorientierte konziliare Prozeß zur Weltversammlung für »Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« ist ein viele Gemeinden, Christen und Gruppen in die Pflicht nehmender ökumenischer Impuls zur Erneuerung der Christenheit. Dieser Prozeß ist zugleich voll von Spannungen und wird an vielen Orten zum Test der »Friedensfähigkeit der Friedensstifter« werden.

Damit solche Hilfestellungen für den Gemeindeaufbau wirksam werden, bedarf es freilich der Erfahrung des *Dienstcharakters übergemeindlicher Einrichtungen*. Es geht darum, »die reichen Handlungsmöglichkeiten, die uns in der Volkskirche gegeben sind, so umzusetzen, daß sie sich gegenseitig befruchten« (Christsein gestalten, S. 10). Diese Aufgabe hebt besonders die Studie »Christsein gestalten« hervor (vgl. 1.3.3), und sie bemerkt dazu: »Insbesondere müssen Ängste von Pfarrern vor Spezialisten in funktionalen Diensten erkannt, ernst genommen und überwunden werden. Nur so wird es möglich, aufeinander zu verweisen, miteinander zu kooperieren und die unterschiedlichen Aktivitäten auf das gemeinsame Wollen und den gemeinsamen Auftrag zu beziehen« (S. 113). Auch hier geht es also um Verstehen und Vertrauen.

## »Auf Gottes Weg voranschreiten heißt stets von vorne anfangen« (M. Luther)

Alle vorgetragenen Überlegungen haben gezeigt: Was die Gemeinde Jesu Christi als Licht der Welt ist, das *wird* sie stets neu in der Kraft des Heiligen Geistes. Erneuerung ist sozusagen ihr Wesenszug. Nicht in dem Sinne, daß sie einmal brandneu war, dann alt und immer älter wird, um von Mal zu Mal durch Programme erneuert zu werden. Vielmehr haftet das Alte und Veraltete der christlichen Gemeinde stets an, zum einen als etwas durch sie selbst Abzustreifendes, vor allem aber als das, was Jesus Christus immer wieder von ihr wegnimmt. »Er (Jesus Christus) ist wohl auf dem Plan – mit seinem Geist und Gaben.« Deshalb kann der Christ in der Gemeinde »stets von vorn anfangen« (Martin Luther).

Er kann von vorn anfangen mit der *Bitte* um den Heiligen Geist. Er kann von vorn anfangen mit der *Gewißheit*, daß diese Bitte erhört wird. Und er kann von vorn anfangen, der Gegenwart des Geistes mit *neuen Worten* und *Taten* zu entsprechen. Die so wachsende erneuerte Gemeinde wird in ihrer Existenz für die Welt das sein, was sie in Christus sein muß: Licht der Welt und Salz der Erde.

Dieses Licht leuchtet freilich oft anders, als der Christ es erwartet. Es mag sogar noch brennen, ohne daß er selbst es sieht. Georges Bernanos hat diesen paradoxen Sachverhalt im »Tagebuch eines Landpfarrers« beschrieben. Von dem Pfarrer von Ambricourt sagt er 1935 in einem Brief: »Er macht sich das Leben sauer, arbeitet für vier, läßt sich mehr oder weniger von Dummköpfen, schlechten Frauen und Lumpen zum besten halten, und wenn er alles verloren glaubt, war er gerade in dem Maße getreuer Diener Gottes,

in dem er ein schlechter zu sein glaubte. Seine Naivität behält immer recht.« Solche Naivität ist die Kehrseite des zweifachen Lebensbekenntnisses des Landpfarrers im Angesicht des (Krebs-)Todes: »Alles ist Gnade« und: »Es ist leichter, als man glaubt, sich selbst zu hassen. Die Gnade besteht darin, daß man sich vergißt. Wenn aber aller Stolz in uns gestorben ist, dann wäre die Gnade der Gnaden, demütig sich selbst zu lieben als irgendeines der leidenden Glieder Christi.«

# Nachweis der Zitate und Schriften, soweit nicht im Text angegeben:

## Seite 11f

Für den »Kongreß« vgl. Das Haus der lebendigen Steine. Gemeinde bauen in der Volkskirche, hg. von E. Adomeit u. Th. Sorg, 1987; für die »Doppelstrategie« vgl. Zur Entwicklung von Kirchenmitgliedschaft. Aspekte einer missionarischen Doppelstrategie, in: Texte aus der VELKD 21, 1983.

## Seite 14

Vgl. H.-J. Ruppert im »Materialdienst« der Ev. Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, H. 3, 1987, S. 57 und 59.

## Seite 15

Vgl. K. Rahner, Über die Zukunft der Gemeinden, in: Ders., Schriften zur Theologie, Bd. 16, 1984, 160ff.

## Seite 16

Vgl. F. Gogarten, Verhängnis und Hoffnung der Neuzeit. Die Säkularisierung als theologisches Problem, 1953; auch Siebenstern-Taschenbuch Nr. 72, 1966.

H. Böll, Ansichten eines Clowns, abgedruckt in: H. Böll, Billard um halb zehn, Ansichten eines Clowns, Ende einer Dienstfahrt, 1972, S. 223: »Die Kinder dieser Welt sind nicht nur klüger, sie sind auch menschlicher und großzügiger als die Kinder des Lichts.«

## Seite 19

K. Barth, Die christliche Lehre nach dem Heidelberger Katechismus, 1949, S. 23.

## Seite 21f

Für die Zitate vgl. K. Raiser (Hg.), Löwen 1971. Studienberichte und

Dokumente der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung (Beiheft zur Ökumenischen Rundschau 18/19), 1971, S. 186f sowie 226f.

Seite 31

Vgl. E. Brunner, Das Gebot und die Ordnungen, 1932, S. 187.

Seite 33

Z.B. R. Strunk, Vertrauen. Grundzüge einer Theologie des Gemeindeaufbaus, 1985, S. 71ff; Chr. Möller, Lehre vom Gemeindeaufbau, Bd. I: Konzepte, Programme, Wege, 1987; E. Winkler, Zur Theologie des Gemeindeaufbaus, ThLZ 1986, Sp. 481ff; M. Herbst, Missionarischer Gemeindeaufbau in der Volkskirche, 1987.

Seite 34

U. Birnstein, Neuer Geist in alter Kirche? Die charismatische Bewegung in der Offensive, 1987, S. 63.

Seite 35

Aus einem Wort des Bischofs (Dr. Werner Krusche) an die Synode der Kirchenprovinz Sachsen, gesprochen am 13. März 1980, veröffentlicht für den innerkirchlichen Dienstgebrauch in der DDR als Drucksache 4/80.

Seite 38

Vgl. M. Seitz, Praxis der Glaubens. Gottesdienst, Seelsorge und Spiritualität, 1978; M. Herbst, Missionarischer Gemeindeaufbau in der Volkskirche, 1987; A. Burgsmüller (Hg.), Kirche als »Gemeinde von Brüdern«, Barmen III, Bd. 2: Votum des Theologischen Ausschusses der Evangelischen Kirche der Union, 1981.

Seite 55

Vgl. A.J. Heschel, Gott sucht den Menschen. Eine Philosophie des Judentums, 2. Aufl. 1988, S. 310f.

Seite 57f

P. Stuhlmacher, Das Haus der lebendigen Steine, S. 35ff.

Seite 61

Der Satz von M. Seitz ist mündlich überliefert. – Vgl. P. Claudel, *Meine Bekehrung*, in: *der strom, ausgewählte prosa*, 1955 (Ullstein-Taschenbuch Nr. 45), S. 171ff.

Seite 64

Vgl. A.J. Heschel, *Der Mensch fragt nach Gott. Untersuchungen zum Gebet und zur Symbolik*, 2. Aufl. 1988, S. 2.

Seite 65

Vgl. *Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche. Der Sheffield-Report*, 1985.

Seite 67

G. Bernanos, *Tagebuch eines Landpfarrers*, 6. Aufl. 1949, S. 204, zitiert nach der Ausgabe des Unionsverlags Berlin (DDR) 1970, S. 198.

Seite 72

Was gilt in der Kirche? Die Verantwortung für Verkündigung und Lehre in der evangelischen Kirche. Ein Votum des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz, 1985, und I.U. Dalferth, *Wissenschaftliche Theologie und kirchliche Lehre*, ZThK 85, 1988, S. 98ff.

Seite 74

Vgl. G. Wurzbacher u.a., *Der Pfarrer in der modernen Gesellschaft. Soziologische Studien zur Berufssituation des evangelischen Pfarrers*, 1960, S. 10f.

Seite 78

Vgl. Hugo von St. Viktor, *De meditatione*, in: *Migne Patrologia Latina* 179, Sp. 993–998, auch abgedruckt in: *Hugues de Saint-Victor, Six Opuscules Spirituels (Sources Chretiennes No. 155)*, 1969, S. 44–59. –

Zu Luther vgl. J. Henkys, *Quae faciunt theologum. Zur theologischen Existenz nach Luthers Tischreden*, *Zeichen der Zeit* 1983, S. 243–248. – Die Zettelnotiz Luthers lautet: »Die Heilige Schrift meine niemand genugsam verschmeckt zu haben, er habe denn

hundert Jahre lang mit Propheten wie Elia und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert ... wir sind Bettler. Das ist wahr. 16 Februar, anno 1546\* (zitiert nach J. Köstlin / G. Kawerau, Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften, Bd. 2, 1903 [6., Neubearb. Aufl.], S. 621f).

Seite 84

Vgl. M. Luther, WA 15, S. 367 und 373, wo es heißt, der Mensch soll schaffen, »als wäre kein Gott da«, zugleich aber wissen, daß alles an Gottes Segen hängt.

Seite 88

Vgl. D. Bonhoeffer, Gedanken zum Tauftag von D.W.R. Mai, 1944, in: Ders., Widerstand und Ergebung, 8. Aufl. 1958, S. 207.

Seite 88f

Zum Ausdruck »Mundhaus« bei Luther vgl. W. Jens, Die dienstliche Predigt: Manipulation oder Verkündigung? in: W. Jens, Feldzüge eines Republikaners. Evangelisches Lesebuch (dtv 10847), 1988, S. 138. Zu dem Begriff »Sprachereignis« vgl. E. Fuchs, Zur Frage nach dem historischen Jesus (Ges. Aufsätze II), 1960, S. 424–430.

Seite 90

Vgl. E. Jüngel, Gottes umstrittene Gerechtigkeit, in: Ders., Unterwegs zur Sache. Theologische Bemerkungen, 1972, S. 65.

Seite 91

Vgl. zu Barths Bild von der Zeitung und der Bibel seinen Brief an E. Thurneysen vom 11.11.1918, in: Briefwechsel, Bd. 1, 1913–1921 (Gesamtausgabe V), 1973, S. 300.

Seite 94

D. Bonhoeffer, Gesammelte Schriften, Bd. IV, 3. Aufl. 1975, S. 260. J.W. v. Goethe, Faust, Teil 1, Zeile 1993f.

Seite 102

Vgl. die sog. Nestorchronik, in: Die Orthodoxe Kirche in Rußland. Dokumente ihrer Geschichte (860–1980), hg. von P. Hauptmann und G. Stricker, 1988, S. 62f.

Seite 106f

E. Brunner, *Das Gebot und die Ordnungen*, 1932, S. 268.

Seite 107f

J.W. v. Goethe, *West-östlicher Divan*. Hikmet Nameh. Buch der Sprüche, Nr. 28.

Seite 108f

J. P. Hebel, *Briefe*, Bd. I, hg. von W. Zentner, 1957, S. 230 (Nr. 125).

Seite 113

M. Luther, Vorlesung über den Römerbrief 1515/1516 – Lateinisch-deutsche Ausgabe der Wiss. Buchgesellschaft Darmstadt, Bd. 2, 1960, S. 351. Dort wörtlich: »... auf dem Wege Gottes stehenbleiben, das heißt soviel wie rückwärts schreiten, und vorwärtskommen, das heißt: immer wieder von neuem anfangen ... Wie der hl. Arsenius Gott täglich bat: »Hilf mir, Herr, daß ich anfangen, dir zu leben.«

Seite 113f

Vgl. G. Bernanos, in: *Selbstzeugnisse und Bilddokumente*, rowolts monographien, 1958, S. 137; ders., *Tagebuch eines Landpfarrers*, a.a.O., S. 303 und 306 (= Ausgabe des Unions-Verlags, S. 295 und 297).



# Mitglieder des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz

Vizepräsident Dr. Helmut Bege- mann (Vorsitzender bis 14.11.87)	Ev. Kirche von Westfalen
LKR Enno Obendiek (Vorsitzender ab 15.11.87)	Ev. Kirche im Rheinland
OKR Dr. Hansjörg Sick	Ev. Landeskirche in Baden
D. Frieder Schulz	Ev. Landeskirche in Baden
OKonsR Dr. Heinz Leschonski	Ev. Kirche in Berlin- Brandenburg (Berlin West)
Pastor Johann Herlyn	Bremische Ev. Kirche
OKR Hans-Martin Heusel	Ev. Kirche in Hessen-Nassau
OLKR Erhard Giesler	Ev. Kirche von Kurhessen- Waldeck
Pfarrer Dr. Theodor Lorenzmeier	Lippische Landeskirche
LSup. Walter Herrenbrück (ab 1.12.87)	Ev.-ref. Kirche in Nordwestdeutschland
Pastor Reinhard Rittner	Ev.-luth. Kirche in Oldenburg
KPräs. Werner Schramm	Ev. Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche)
OKR Dr. Martin Stiewe (ab 1.12.87)	Ev. Kirche von Westfalen
Prof. Dr. Henning Graf Reventlow	Ev. Kirche von Westfalen
OKR Dr. Wilhelm Hüffmeier	Ev. Kirche der Union (Bereich Bundesrepublik Deutschland und Berlin- West)

### *Mitarbeitende Gäste*

OKR Prof. Dr. Hartmut Jetter	Ev. Landeskirche in Württemberg
Prof. Dr. Wilhelm Neuser	Moderamen des Reformierten Bundes
OKR Dr. Friedrich Hauschildt	VELKD (Kirchenamt)
OKR Dr. Friedrich Lang (bis Mai 1987)	EKD (Kirchenamt)

### *Ständiger Vertreter des Rechtsausschusses*

OKR Rainer Bürgel	Geschäftsstelle der Arnoldshainer Konferenz
-------------------	--

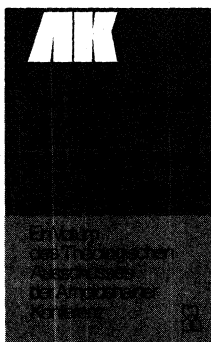
### *Geschäftsführung*

OKR Dr. Wilhelm Hüffmeier	Geschäftsstelle der Arnoldshainer Konferenz
Pastor Gottfried Hülsen (bis 30.9.87)	
Pastorin Marion Gardei (ab 1.10.87)	



## Was gilt in der Kirche?

---



91 Seiten, Paperback DM 5,40 (und Staffelpreise)

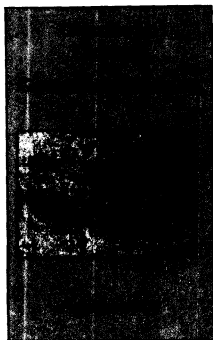
Das Votum der Arnoldshainer Konferenz, des Zusammenschlusses von 12 Kirchenleitungen aus den Gliedkirchen der EKD, knüpft an die Stellungnahme »Pluralismus in der Kirche« an. Es will den Wahrheitsgehalt der protestantischen Antwort auf die Frage nach dem, was in der Kirche gilt, ans Licht bringen und darstellen. Die Frage nach dem, was in der Kirche gilt und wer denn verbindlich sagt, was in der Kirche gilt, wird in diesem kleinen Handbuch christlicher Glaubensverantwortung umsichtig und orientierend beantwortet.

---

Neukirchener Verlag

## Gottesdienstgestaltung

---



176 Seiten, Paperback DM 24,80

»Theologie der Gottesdienstgestaltung« versucht, den Zusammenhang zwischen dem Wesen des evangelischen Gottesdienstes und seiner verantwortlichen Gestaltung wiederherzustellen.

Ausgehend von einer theologischen Grundlegung des Gottesdienstes werden für die verschiedenen Dimensionen des Gottesdienstes praktisch-theologische Kriterien entwickelt, die allesamt »praktikabel« sind, ohne zum bloßen »know how« abzusinken. Dabei werden gewichtige reformatorische Traditionen, etwa die des »allgemeinen Priestertums« oder die der »versammelten Gemeinde«, neu zur Geltung gebracht. Elementare Fragen der Verkündigung, der authentischen Sprache, der gottesdienstlichen Gemeinschaft und der liturgischen Ordnung werden im Hinblick auf ihre theologisch verantwortbare Gestaltung eingehend untersucht, der Gottesdienst als »Mitte« bzw. »Herz« der Gemeinde wieder ernst genommen.

Ein überaus wichtiger Impuls innerhalb des neu entstandenen Gesprächs um Gottesdienst und Gemeindeaufbau, dessen Lektüre zudem durch die erzählerische Rahmung und jargonkritische Exkursen leicht zugänglich wird.

---

Neukirchener Verlag

## Gebete

---



87 Seiten, Paperback DM 14,80

Die erste und einzige Sammlung von Gebeten aus der russisch-orthodoxen Kirche, die mit der Absicht zusammengestellt wurde, evangelische und katholische Christen nicht nur mit dem russisch-orthodoxen Gebetsschatz bekannt zu machen, sondern die Gebete auch in unseren Gottesdiensten und kirchlichen Veranstaltungen verwenden zu können.

Die in den Gottesdiensten der russisch-orthodoxen Kirche gebrauchten Gebete sind zeitlos, aktuelle Gebetsanliegen stehen nicht im Vordergrund. Wichtig ist, wo und zu welcher Zeit auch immer, sich betend, lobend und bekennend mit der ganzen Kirche in die heiligmachende Gegenwart Gottes zu stellen.

*Orthodox sein bedeutet Gott in rechter Weise loben.* Es geht sowohl um den Ruhm Gottes um seiner Heilstaten willen als auch um die Bitte, das Christsein recht zu verwirklichen.

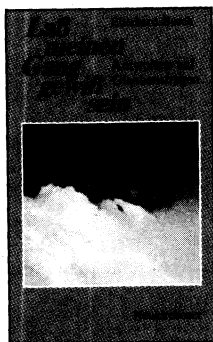
Russisch-orthodoxe Gebete sind gebetete Schrift, gebetetes Dogma. Im Gottesdienst vollzieht sich die kultische Vergegenwärtigung der gesamten Heilsgeschichte von der Schöpfung der Welt bis zur Wiederkunft Christi.

---

**Neukirchener Verlag**

## Antworten auf Glaubensfragen

---



147 Seiten, Paperback DM 16,80

Eberhard Busch, langjähriger Pfarrer in einer Schweizer Gemeinde, jetzt Theologe an der Universität Göttingen und zuletzt bekannt geworden durch sein Buch »Glaubensheiterkeit«, spricht in diesem Buch gewissermaßen als Pfarrer zu Gemeindegliedern und antwortet auf Fragen, die ihm im Laufe der Zeit von jüngeren und älteren »Laien« gestellt worden sind. Es handelt sich dabei um kleine und große Fragen zum Verständnis des Glaubens und zur christlichen Orientierung in den Schwierigkeiten des Lebens und der heutigen Zeit.

Eberhard Busch sucht mit den Fragestellern Antworten in der Zuversicht, daß wir im Licht der Wahrheit und Liebe Gottes Halt, Kraft und Grund genug zu einem getrosten und tapferen Leben als Christen in der Welt von heute bekommen.

---

Neukirchener Verlag







Die Arnoldshainer Konferenz ist ein Zusammenschluß von 12 Kirchenleitungen aus den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland. Zu ihr gehören die Evangelischen Kirchen (Landeskirchen) in BADEN, BERLIN-BRANDENBURG (Berlin West), BREMEN, HESSEN UND NASSAU, KURHESSEN-WALDECK, LIPPE, NORDWESTDEUTSCHLAND, OLDENBURG, PFALZ, RHEINLAND, WESTFALEN und die Evangelische Kirche der UNION (Bereich Bundesrepublik Deutschland und Berlin-West). Als Gäste arbeiten die Evangelische Landeskirche in WÜRTTEMBERG und das REFORMIERTE MODERAMEN mit.

Diese Kirchen sind der Überzeugung, daß die Bekenntnisse der Reformation ihre kirchentrennende Bedeutung verloren haben. Darum verstehen sie die Evangelische Kirche in Deutschland als Kirche und setzen sich zum Ziel, in gemeinsamer theologischer und kirchenrechtlicher Arbeit die Einheit der EKD zu fördern.

Neukirchener Verlag